Erinnerungen

an

Langensalza

aus dem Sommer 1866,

vom

Garnisonprediger Dr. **Hoffmann,**
früherem hannoverschen Feldprediger.

Zum Besten bedürftiger hannoverscher Soldatenfamilien.

Hannover.
Schmorl & von Seefeld.
1867.

aa 1

Erinnerungen

an

Langensalza

aus dem Sommer 1866,

vom

Garnisonprediger Dr. **Hoffmann,**
früherem hannoverschen Feldprediger.

Zum Besten bedürftiger hannoverscher Soldatenfamilien.

Hannover.
Schmorl & von Seefeld.
1867.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Die nachfolgenden Blätter sind mit wenigen Aenderungen ein Abdruck meiner im Feuilleton der „Hannoverschen Landeszeitung“ erschienenen „Erinnerungen an Langensalza“. Zu der gegenwärtigen Herausgabe bin ich veranlaßt durch mündliche und briefliche Bitten von verschiedenen Seiten. Die Leser wollen in dem Büchlein nichts weiter suchen, als Erinnerungen eines Feld- und Kriegslazarethpredigers.

Hoffmann.

Inhalt.

Seite

I. Auf dem Marſche 5
II. Der 27. Juni 1866 15
III. Die Capitulation 21
IV. In den Lazarethen 24
V. Sterben 61
VI. Beerdigung 80
VII. Verſchiedenes 89

I. Auf dem Marſche.

Warum die hannoverſche Armee die Hauptſtadt verließ, iſt bekannt. Schnell mußte ſie ausziehen, um ſich wo möglich zu retten, denn der Feind brach ſchnell ins Land ein. Sie war nicht gerüſtet und mußte auf dem Marſche, ſoviel es anging, kampfbereit gemacht werden. Das Eintreffen aller einberufenen Beurlaubten konnte in Hannover nicht mehr abgewartet werden. Aber die treuen Männer eilten aus ihrer Heimath der Armee nach über Berg und Thal, unter Mühen und Beſchwerden, auf großen Umwegen. Der König und der Kronprinz waren bei der Armee, Beide zu Pferde, die Wagen folgten ihnen, ohne von ihnen benutzt zu werden. Ich traf am 22. Juni früh Morgens 3 Uhr mit der Armee zuſammen in Heiligenſtadt. Schon ordneten ſich die Truppen, und wenn man gleich vielfach wahrnehmen mußte, daß der Ausmarſch unerwartet ſchnell vor ſich gegangen war, es war doch ein erhebender Anblick. Aus

den Augen der Soldaten leuchtete es heraus, daß ſie ihrem königlichen Herrn gern folgten, und als ich mit den vielen bekannten Leuten aus der Garniſon der Reſidenzſtadt ins Geſpräch kam, da war eine Stimme: Wir ſtehen zu unſerm Könige bis auf den letzten Mann.

Der König Georg V. war ebenfalls früh auf. Es mochte kaum 4 Uhr ſein, als er mich zu ſich rufen ließ und meine Dienſte als Feldprediger annahm. Er war von ſeinem Rechte überzeugt und handelte nach ſeinem Gewiſſen. Ich habe ihn oft geſprochen und aus ſeinem Munde gehört, wie er ſich mit ſeinem Gott berathen hatte. Die Treue ſeiner Truppen war ſeine Freude; er war ruhig und im Geſpräch heiter. Die Mittagstafel wurde in feldmäßiger Einfachheit hergerichtet. Auf Anordnung des Königs mußte ich vor und nach dem Eſſen das Gebet ſprechen.

Der Marſch ging von Heiligenſtadt über Dingelſtädt nach Mühlhauſen, von da nach Langenſalza. Am 24. Juni brachen wir Nachmittags von Langenſalza auf und rückten gegen Eiſenach vor. In der Nähe dieſer Stadt kehrten wir indeſſen um und übernachteten in dem gothaiſchen Dorfe Gr.-Behringen, woſelbſt wir den 25. Juni blieben. Am 26. gingen wir wieder nach Langenſalza, verweilten hier den Tag über, zogen dann Nachts 12 Uhr aus, hielten auf dem Felde und bivouakirten.

Früh Morgens fuhren wir nach der Stadt Thamsbrück. Nach kurzer Zeit wurde gegen 11 Uhr Alarm geblasen und der Kanonendonner begann. Wir fuhren von Thamsbrück auf die Höhe zwischen Merxleben und Kirchheiligen und übersahen von hier aus das Schlachtfeld. Nach gewonnener Schlacht zogen wir in Langensalza ein.

Meine amtliche Wirksamkeit war bei der Eile des Marsches beschränkt und konnte sich nur auf Unterredungen mit Einzelnen erstrecken. Wenn Truppenabtheilungen in den Feldern ruhten, verließ ich den Wagen und ging zu ihnen. Die Leute freuten sich und hörten gern ein ermuthigendes Wort Gottes. Sehr oft fragten sie mich, welchen Tag wir hätten, und wunderbar war's, ich mußte mir selbst, um nicht irre zu werden, jeden Morgen in meinem Tagebuche neben dem fortlaufenden Datum den Wochentag notiren. Daß man in den Tagen durchhin kommt, erklärt sich leicht aus der unregelmäßigen Lebensweise; es giebt auf dem Marsche keine bestimmte Zeiteintheilung des Tages, keine bestimmten Stunden für die Mahlzeiten, für den Schlaf. Bald wurde Morgens ganz früh, bald Nachmittags, bald um Mitternacht ausgerückt. Die Tage grenzen sich für den Soldaten auf dem Marsche nicht gegen einander ab. „Man weiß nicht mehr, ob's Sonntag oder Alltag ist", sagten die Leute. Bei solchen Unter-

redungen ließ ſich denn allerlei Geiſtliches anknüpfen, nur flüchtige Worte; aber kurz muß im Felde alles ſein. Ein Feldprediger hat jeden Augenblick wohl zu benutzen und bei der kleinſten Unterredung mit Gliedern ſeiner marſchirenden Gemeinde etwas zu geben aus dem Worte des Lebens. Zu einem eigentlichen Feldgottesdienſte war auf unſerm Marſche keine Zeit, ſelbſt an dem einen Sonntage nicht, den wir erlebten. Allerdings hätten dazu auch die geiſtlichen Kräfte der beiden damals allein gegenwärtigen Feldprediger nicht genügt.

Hochwichtig iſt es, die Soldaten bei fröhlichem Muth zu erhalten. Das muß auch des Feldpredigers Beſtreben ſein. Das Mittel iſt in Gottes Wort gegeben und iſt vor allen Dingen die ſtete Erinnerung, daß ein Soldat mit gutem Gewiſſen vor ſeinem Gott ſteht, wenn er für ſeinen König in den Kampf zieht. Er thut ſeine heilige Pflicht und hält ſeinen Eid. Das Bewußtſein, Gottes Gebot zu erfüllen als ein Kind Gottes, erſtickt die Furcht und erhebt zur heiligen Begeiſterung. Zu weitläuftigen Auseinanderſetzungen, daß und warum der König richtig gehandelt habe, zu umſtändlichen Widerlegungen der gegneriſchen Anſichten war die Zeit zu koſtbar. „Der König hat erklärt, vor Gott ſeinen Schritt verantworten zu können, und der Unterthan hat die Pflicht, den König zu beſchützen mit Gut

und Blut, seinen von Gott über ihn gesetzten König." Das den Soldaten ans Herz zu legen, war die Hauptsache.

Unter den Versuchungen zum Unmuth, die an den Soldaten herantreten auf dem Marsche, hebe ich drei hervor: Ermüdung, Hunger, Nichtbefriedigung der Kampflust. Die Ermüdung war oft recht groß, was sich leicht einsehen läßt, wenn man die starken Tagemärsche und die damals herrschende Sonnenhitze bedenkt. Unsere Infanteristen hatten außer den Waffen einen schwer gepackten Tornister zu tragen. Es ging mir oft durch die Seele, wenn ich die ermatteten Männer rechts und links in den Chausseegräben liegen sah. Und doch konnte man ihnen nicht in erwünschter Weise helfen. Wenn hie und da auf den Bagagewagen wirklich noch ein Platz frei war, so durfte derselbe nur in den höchsten Nothfällen von Maroden eingenommen werden — gewiß mit Recht; denn die Annehmlichkeit hätte verhältnißmäßig nur einem sehr kleinen Theile gewährt werden können und würde bei den Uebrigen Verstimmung hervorgerufen haben. Namentlich mußten sich die Officiere hüten, die Wagen zu benutzen. Wahrhaft ergreifend war für mich die Traurigkeit eines jungen Officiers, den ich in meinen Wagen nahm, weil ihm das Gehen durch Wundwerden eines Fußes geradezu unmöglich war.

Der Stiefel mußte ihm zerſchnitten werden, damit der wunde Fuß frei wurde. Aber dem braven Manne ſtanden die Thränen in den Augen, nicht wegen des ſtechenden Schmerzes, ſondern weil er nicht mit ſeinen Leuten die Beſchwerden des Marſchirens theilen konnte, und leider waren einige vorüberziehende Truppen rückſichtslos genug, ſtichelnde Bemerkungen über den fahrenden Officier zu machen. Er zuckte jedesmal zuſammen, wenn es geſchah, und es war mir eine wahre Freude, als er bald nachher, mit anderer bequemerer Fußkleidung verſehen, wieder zu ſeiner Abtheilung ging. „Gott giebt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden.“ Später mußten ſich die Soldaten eines großen Theils ihres Gepäcks entledigen. Da ſah man denn das beſte Zeug in Maſſe am Wege liegen, faſt neue Beinkleider, zuletzt ganze Torniſter. Es that mir in der Seele weh, als ich die Einwohner der dortigen Gegend, mit den aufgeſammelten Kleidungsſtücken beladen, umhergehen ſah, und ich dachte in meinem Sinne: Wie viele Arme könnteſt du in der Heimath mit dem als Ballaſt geachteten Gute erfreuen! Aber die armen Leute in dem von uns durchzogenen Lande waren allerdings auch hart mitgenommen.

Schlimm iſt es, wenn ſich neben der Ermüdung durch Strapazen der Hunger einſtellt. Ich habe auf

dieſem Feldzuge zum erſten Male das lebendige Gefühl gehabt von der Furcht vor Hungersnoth. Der Landſtrich, den unſere Armee paſſirte, iſt arm. Für gehörige Verproviantirung der Truppen konnte ſelbſtverſtändlich bei dem eiligen Ausmarſche nicht mehr geſorgt werden. Ich habe aus eigener Erfahrung gelernt, wie die Requirirung von Lebensmitteln, die mir, wenn ich davon las, oft furchtbar vorkam, mit großer Milde beurtheilt werden muß. Unſere Soldaten haben auch die Verſuchung der drohenden Hungersnoth herrlich überwunden und Treue und Muth bewahrt bei kärglichſter Nahrung. Aber den Menſchen, die herzugeben gezwungen wurden, muß ich auch das Zeugniß geben, daß ſie nach Vermögen thaten. Wirklich rührend war die Opferwilligkeit im Pfarrhauſe zu Gr. Behringen. Außer mir und meinem Collegen befand ſich der ganze Generalſtab in dieſem Hauſe im Quartier. Wir wurden indeſſen nicht allein geſpeiſt, ſondern wenigſtens noch 70 Mann. Die Hausfrau bereitete eine möglichſt kräftige Suppe, welche in einer wiederholt gefüllten Schüſſel auf die Hausflur geſtellt wurde; und nun kamen die hungrigen Soldaten nach einander zu dreien, vieren und aßen aus der Schüſſel. Es iſt mir kaum je eine Frau vorgekommen, die das zu leiſten im Stande war, was die Pfarrerin zu Gr. Behringen leiſtete, und dabei merkte

man an ihr keinerlei Hast und Verwirrung; es ging ihr alles bequem von der Hand. Ich mußte recht an Spr. Sal. 31 denken.

Noch ängstlicher war der Mangel an Nahrung in Thamsbrück am Morgen des Schlachttages. Wir hatten in der Nacht vorher bivouakirt, unser König mit uns. Als der Morgen aufdämmerte, ging ich auf dem Platze umher, und mein Auge fiel auf den am Boden schlafenden König. Ein rother Mantel war über ihn ausgebreitet; in seiner unmittelbaren Nähe stand ein Officier vom Garde-Regiment, v. R., ein rechtschaffener Christenmensch, der seinen Heiland von Herzen bekannte und jetzt schon bei Gott ist (er starb an seiner Wunde zwei Tage nach der Schlacht); derselbe winkte den Herannahenden mit der Hand, daß sie den schlafenden Fürsten nicht störten. — Nachdem der König sich vom Schlafe erhoben hatte, fuhren wir von unserm Bivouak nach Thamsbrück, und hier war das Elend groß. Auf einer Höhe liegt ein größeres Gebäude, wo der König Quartier nahm. Unter einer Linde aßen er und der Kronprinz eine einfache Suppe ohne Gedeck. Ich begab mich zu dem Prediger des Städtchens. Auf dem Wege nach dem Hause desselben erlebte ich herzzerreißende Scenen. Die Bewohner waren arm und hatten bereits die schwere Einquartierungslast getragen; der Bürgermeister lief

rathlos umher, beſtürmt von requirirenden Unterofficieren. „200 Pfund Brot!“ rief der eine. „Ich habe nichts“, war die Antwort. Was zuſammengebracht werden konnte, wurde zuſammengebracht. Arme Frauen trugen angeſchnittene Bröte herbei, das letzte, was ſie beſaßen. Die Soldaten ertrugen die Noth heldenmüthig. Im Hauſe des Predigers war auch Angſt und Furcht. Wir, mein College und ich, verweigerten jede Speiſe und baten, alles den Soldaten zu reichen; für uns hatten wir noch etwas trockenes Brod und warm gewordenen Wein vom vorigen Tage. Ich war todtmüde, legte mich auf mein Bett und ſchlief einige Stunden ſehr erquicklich. Da wurde alarmirt, der Kanonendonner begann, im Nu war Thamsbrück leer von Soldaten und wir fuhren mit dem Könige ab auf die Höhe zwiſchen Merxleben und Kirchheiligen.

Ich habe vorhin noch eine Verſuchung zum Unmuth für den Soldaten genannt, das iſt die Nichtbefriedigung der Kampfluſt. Wie ſchwer es für den Soldaten ſein muß, dieſe Verſuchung zu überwinden, habe ich ſelbſt mitgefühlt. Am wehmüthigſten wurde mir ums Herz am Sonntage vor der Schlacht. Morgens zogen die Truppen mit klingendem Spiel von Langenſalza aus in der Hoffnung, nach Süden vorzudringen, um ſich mit den Bundesgenoſſen zu vereinigen. Eine ſolche Luſt

habe ich nie gesehen. Wo ich konnte, redete ich den Leuten zu und freute mich mit ihnen. Aber nach kurzer Zeit wurden dieselben Truppen befehligt, nach Langensalza zurückzukehren. Das war ein Unterschied zwischen den Zurückkehrenden und den Ausziehenden. Jetzt lag auf den Gesichtern eine ebenso große Verstimmung, wie vorher die fröhlichste Erwartung. Und trotzdem blieben die Truppen ihrer Pflicht getreu und wichen nicht vom Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten.

So war der Marsch unserer hannoverschen Armee ein herrliches Zeugniß für die Trefflichkeit der Soldaten. Das Zeugniß wird bleiben, und ich meine, wir wollen uns daran freuen und uns diese Freude nicht nehmen lassen durch die allerdings auch sehr berechtigten Gefühle, die durch unsere Seele gehen, wenn wir an den Erfolg des ganzen Unternehmens denken.

II. Der 27. Juni 1866.

Das ist der Tag der Schlacht bei Langensalza. Wir waren Morgens in Thamsbrück, wie ich schon erzählte, und rückten von dieser Stadt aus, als bereits der Kanonendonner begann. Während der Fahrt sahen wir den Kanonendampf auf unserer und auf der feindlichen Seite. So erreichten wir die Höhe zwischen Merxleben und Kirchheiligen, von wo wir das Schlachtfeld übersehen konnten, welches den Raum zwischen Merxleben und Langensalza einnahm. Unser Weg von Thamsbrück mündet auf der Chaussee, die von Langensalza über Merxleben nach Kirchheiligen führt, und in der Nähe der Chaussee machten wir Halt. König und Kronprinz nebst Gefolge wandten die Blicke auf das Schlachtfeld unter dem Schutze einer Abtheilung Dragoner und Grenadiere.

Ich ging auf die Chaussee; denn schon rollten die Reihen der Wagen mit Verwundeten heran. Auf die

Verwundeten hatte ich von jetzt an mein einziges Augenmerk zu richten. Der Anblick derselben ist das Erschütterndste, was mir während meiner gesammten Amtsführung in Langensalza vorgekommen ist. Ich will nicht läugnen, daß mich ein Zittern überkam und eine Furcht, ob ich fähig sei, das Schwere zu tragen. Es macht doch einen furchtbaren Eindruck, das fließende Blut, mehr noch, als die Schmerzenslaute, die ich mir vorher schlimmer vorstellte: „Im Blut liegt das Leben." Bisweilen war die Verwundung gar nicht gefährlich, z. B. durch einen Schrammschuß am Kopfe; aber das ganze Gesicht des Verwundeten war mit Blut übergossen, und das macht eben den erschütternden Eindruck.

Ich blieb an der Stelle der Chaussee, wo die Aerzte die Verwundeten nachsahen. Die Wagen hielten an, es waren theils bedeckte Lazarethwagen, theils offene Bauernwagen. Mit klopfendem Herzen sah ich in die erstern hinein, wenn die Vorhänge der Rückseite zurückgezogen wurden. Bleich und blutig lagen die Männer ausgestreckt, manche schon todtmatt. Wirklich todt war unter allen, die gebracht wnrden, nur einer, ein junger Spielmann; er wurde in das angrenzende Kleefeld getragen und mit einem Mantel bedeckt. Einer unter den Verwundeten steht mir besonders klar vor der Seele, ein Artillerist, dem durch ein Granatstück beide Beine unter

den Knieen abgeschossen waren. Er lag auf einer Feldbahre, man sah die zersplitterten Knochen in der Blutmasse. Der Mann stöhnte und ächzte vor Schmerz, war aber erfreut, als ich auf dem Wege bei ihm niederkniete und ihm die Trostsprüche des Lebensfürsten sagte. Man hob ihn bald wieder auf den Wagen, und ich glaubte ihn nicht wiederzusehen; dennoch lebte er noch 14 Tage, nachdem ihm beide Beine in Kirchheiligen amputirt waren. — Auf den offenen Wagen lagen die Verwundeten theils in Stroh, theils saßen sie aufrecht. Einzelne hatten Gesichtswunden, die sehr schmerzten und einen schrecklichen Anblick darboten. So war einem Manne die Kugel durch den Mund gefahren und hatte ein Stück der Zunge weggenommen, so daß dem Unglücklichen, wenn er zu sprechen versuchte, das Blut aus dem Munde stürzte. Andrerseits fanden sich unter den Verwundeten wieder ganz fröhliche Leute. Ich erinnere mich z. B. eines Officiers, der durch den Arm geschossen war und wohlgemuth seine Cigarre rauchte. Ueberhaupt ist der Schmerz, den Schußwunden verursachen, in der Schlacht selbst und unmittelbar nachher meistens nicht groß. Mir erzählten die Verwundeten oft, es sei ihnen ihr Schuß so vorgekommen, wie ein Schlag mit einem Besenstiel.

Ueberall fand ich ein williges Gehör, wenn ich den

Unglücklichen ein kurzes Wort der Schrift ſagte; ſie waren für den rechten Troſt empfänglich. Aber ich habe auch erfahren, daß es ſehr wünſchenswerth iſt, wenn ſich der Feldprediger während der Schlacht mit Wein verſieht, um den Verwundeten zugleich eine kleine leibliche Erquickung zu reichen. Leider hatte ich nur ganz wenig Wein; indeſſen nahmen ſie wenige Tropfen mit Freude und Dank. Ich ſtieg auf manchen Wagen und flößte ihnen den Trank ein, wobei mir mein ſ. g. railroad-companion mit dem kleinen oval geformten Trinkglaſe vorzüglich zu Statten kam. Ich brauche nicht zu ſagen, daß die Zuſprüche an die Verwundeten, wenn ſie vom Schlachtfelde kommen, nur ſehr kurz ſein können; ganz kleine Sprüche aus der Schrift genügen, das Vaterunſer, und namentlich bei anſcheinend Sterbenden der aaronitiſche Segen. — Eine ſichtbare Freude erregte unter den Verwundeten die bald einlaufende Nachricht von der Retirade des Feindes, die ich denn auch nicht unterließ, überall den erſteren zu verkündigen.

Die Verwundeten, welche die Stelle paſſirten, an der ich ſtand, wurden nach Kirchheiligen gebracht; ſie waren der kleinere Theil. Die anderen kamen nach Merxleben und Langenſalza, Hannoveraner und diejenigen Preußen, welche von ihren Landsleuten nicht mitgenommen werden konnten. Nach gewonnenem Siege

ſetzte ſich der König mit ſeinem Gefolge zu Pferde, und der Zug bewegte ſich nach Langenſalza, während ich unter dem Schutze eines Dragoners an meiner Station blieb, bis die letzten Verwundeten nach Kirchheiligen abfuhren. Dann fuhr ich ſelbſt nach dem nahe gelegenen Merxleben. Vor dem Wirthshauſe waren kleine Abtheilungen unſerer Truppen verſammelt, voll Siegesfreude, die einen ſcharfen Contraſt bildete gegen das Sterben im Wirthshauſe. Daſſelbe war angefüllt mit blutenden Männern; ein Officier lag in den letzten Zügen. Ich konnte mich hier nicht lange aufhalten, weil ich von Merxleben nach Langenſalza zu Fuß gehen wollte, um vielleicht noch Verwundeten, die auf dem Felde lagen, helfen zu können. Aber ich ſah außer unſeren nach Langenſalza marſchirenden Truppen nur Todte, zuerſt im Waſſer der Unſtrut von der Brücke herab, dann rechts und links im Felde. Sie lagen meiſtens lang ausgeſtreckt, mehrere auf dem Geſichte; auch ſah ich viele todte Pferde, die gewöhnlich ſehr entſtellt waren. Aber ein wunderliebliches Bild ſtellte ſich mir dar. Im Graben ſaß ein Mann, etwas gebückt, das Käppi auf dem Kopfe, die Hände gefaltet und das Gewehr im Arm. Ich hielt ihn für verwundet und trat an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und redete ihn an. Es erfolgte keine Antwort, und als ich näher

zuſah, war der Mann todt. Eine ſo ſchöne friedliche Todesgeſtalt hatte ich kaum je geſehen. Zwei Soldaten, die neben mir ſtanden, brachen in Thränen aus, und ich ſah mit meinem Auge: Ein Chriſt iſt nicht todt, ſondern er ſchläft.

Ich kam nach Langenſalza. Alles jubelte im Siegesrauſche. Vor dem Hauptquartier des Königs traf ich den commandirenden General, tief bewegt durch die Opfer, die dieſe Schlacht gekoſtet hatte; denn, wie ja allgemein behauptet wird, iſt ſie verhältnißmäßig das blutigſte Treffen geweſen unter allen Kämpfen des unſeligen Bruderkrieges von 1866. Ich miſchte mich unter die Soldaten und freute mich mit ihnen. In dem Augenblicke dachte man nicht an den Jammer, den der Krieg mit ſich bringt, und war frei von der Beſorgniß für die weitern Schickſale unſerer Armee.

III. Die Capitulation.

Der Inhalt derſelben iſt den Leſern aus den öffentlichen Blättern bekannt. Die Unterofficiere und Soldaten mußten ihre Waffen abgeben, alle Geſchütze, Pferde, Wagen, Bagage, Torniſter, Mäntel fielen in die Hände der Preußen. Wie da den treuen, tapfern Männern das Herz geblutet hat, werden die Leſer einſehen. Aber es erſchien dem König und den Generälen unverantwortlich, zum zweiten Male die übermäßig angeſtrengte Armee nach den erlittenen erheblichen Verluſten gegen einen Feind zu führen, der durch unaufhörliche Militairtransporte auf den Eiſenbahnen den Unſrigen an Zahl weit überlegen war. So blieb keine andere Wahl, als eine Capitulation unter den bekannten Bedingungen zu ſchließen. Gewiß war es ſo am beſten, wiewohl der Muth zum Kampf unſeren Truppen nicht fehlte. Am Tage nach der Schlacht ſaß ich im Garten des Hauptquartiers; da ſetzte ſich ein Dragoner zu mir mit

Thränen in den Augen und ſprach: „Herr Paſtor, wie wird's werden? Wenn unſer König jetzt zu uns ſagte, wir ſollten uns nun um ihn herumſtellen, wir thäten's und ſtänden bis auf den letzten Mann.“ Und er hatte Recht, gleich ihm dachten alle Truppen. Für mich war's nicht leicht, in rechter Weiſe zu den Leuten zu reden, und doch, wie ſchwer wäre es erſt geworden, wenn ich ſtatt der Trauernden Zornige vor mir gehabt hätte! Ich hatte zu tröſten, nicht zu beſchwichtigen, und da bot denn das liebe Gotteswort Köſtliches dar, und die braven Menſchen waren empfänglich und vertrauten dem, der da ſpricht: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir. Sie haben den ſchweren Tag überwunden, ihre Gewehre vor dem Quartiere ihrer Commandeurs niedergelegt, die Gewehre und Waffen, mit denen ſie ihren König und ihr Vaterland ruhmvoll vertheidigt hatten. Und dann zogen ſie aus mit dem Stab in der Hand. Ich ſah Abtheilungen von Cavalleriſten, denen die Officiere freiwillig zu Fuß vorangingen, durch die Straßen wandern. Gott ſei Dank, daß wir wußten: Er läßt niemanden verſuchen über ſein Vermögen. — Aber ſchwere, ſchwere Stunden ſind's geweſen. Der vollſtändige Sieg war errungen in blutiger Schlacht, und der äußere Erfolg war, daß die Sieger entwaffnet in ihr armes, vom Feinde occupirtes Vaterland zurückkeh-

ren mußten ohne ihren König, dem sie anhingen mit unwandelbarer Treue. Und der König! — Er wollte die Armee retten, er war nicht von ihr gewichen — jetzt mußte er sich von ihr trennen, mußte sein uralt-angestammtes Land meiden. Ich sah den Herrn mit seinem Sohne am Tage seiner Abreise, um Abschied von ihm zu nehmen. Er verlangte meine Fürbitte, empfahl mir die Verwundeten, und wie mir das Herz zitterte, als er mir scheidend die Hand reichte, vermag ich nicht in Worte zu fassen. Dennoch dachte damals Niemand unter uns, daß es so schlimm kommen würde, wie es jetzt wirklich gekommen ist. Und lange konnte ich den niederschlagenden Gedanken an die Capitulation nicht nachhängen; denn die Arbeit an den Verwundeten nahm den ganzen Menschen in Anspruch.

IV. In den Lazarethen.

Die Verwundeten, Hannoveraner und Preußen, waren in Langensalza, dem Schwefelbade bei Langensalza, Merxleben und Kirchheiligen untergebracht. In Langensalza wurden folgende Etablissements zu Lazarethen benutzt: 1) Der Reinhardsbrunner Hof, ein Fabrikgebäude von 3 Etagen, in jeder ein sehr großer Saal, der fast den ganzen Raum derselben einnahm. 2) Die Knoll'sche Buchdruckerei und die Realschule, gleichfalls ein großes Gebäude, dessen Zimmer fast sämmtlich mit Kranken angefüllt waren. 3) Der s. g. Schulberg, ein Schulgebäude von erheblicher Ausdehnung. 4) Das Heinemann'sche Kaffeehaus. In diesem Etablissement waren im Haupthause ein Theil der Parterre-Zimmer und der obere große Saal, ferner der im Garten liegende große Theatersaal, zwei Kegelbahnen und eine eigens dazu erbaute sehr geräumige Baracke mit Betten belegt; später wurde noch ein Zelt im

Garten aufgeschlagen für Sterbende. 5) Das Café français mit einem großen Tanzsaale und zwei Kegelbahnen. 6) Das blaue Haus mit einem sehr großen Saale, zwei im Garten erbaute Baracken, einer Kegelbahn und einer s. g. Remise. 7) Das Garnisonlazareth, eingerichtet für die Kranken der in Langensalza garnisonirenden Truppen. — Außerdem befanden sich viele Verwundete, namentlich Officiere, in Privatquartieren.

Das Schwefelbad bei Langensalza ist ein sehr großes Etablissement. In dem Curhause befinden sich für die Curgäste viele Wohnungen, die alle zu Krankenzimmern gebraucht wurden; dazu waren Baracken im Garten erbaut.

In Merxleben mußten Kirche, Wirthshäuser und eine Menge Bauernhäuser die Verwundeten aufnehmen. Ich bin wenig in Merxleben gewesen, weil die Kranken daselbst von einem andern Prediger, der freiwillig aus dem Hannoverschen gekommen, treu und unermüdlich besorgt wurden.

Kirchheiligen, das ausschließlich von mir bedient wurde, ist ein ziemlich bedeutendes Dorf. Anfangs waren über 300 Verwundete untergebracht. Sie lagen in der Kirche, in zwei Schulen, im großen Saale und der Kegelbahn des Wirthshauses, in zwei in der Nähe der Kirche erbauten Zelten und in fast allen Privathäusern.

Im Laufe der Zeit wurden die beiden Dörfer und das Schwefelbad evacuirt, so daß ſich zuletzt alle Kranken in Langenſalza befanden, und auch in dieſer Stadt gingen allmälig Lazarethe ein, ſo daß bei meiner Abreiſe von Langenſalza nur noch das Heinemann'ſche Kaffeehaus, das Café français, das blaue Haus und die obere Etage des Reinhardsbrunner Hofes zu Lazarethen dienten. Meine Arbeit wurde mit der zunehmenden Evacuirung inſofern erleichtert, als ſie ſich auf einen engeren Raum concentrirte. Anfangs konnte ich, weil ich Nachmittags nach Kirchheiligen fuhr, nur Vormittags die Verwundeten in Langenſalza beſuchen, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht alle; daher hatte ich mit den preußiſchen Geiſtlichen, die theilweiſe von auswärts zum Lazarethdienſt nach Langenſalza geeilt waren, die Verabredung getroffen, vorwiegend zwei Lazarethe in der Stadt täglich zu beſuchen, den Reinhardsbrunner Hof und die Knoll'ſche Buchdruckerei nebſt Realſchule, und die übrigen nur ab und an, namentlich wenn unſere Soldaten, wie häufig geſchah, darnach verlangten, mich zu ſehen. Später, nach der Evacuirung des Dorfes Kirchheiligen, habe ich täglich ſämmtliche Lazarethe in Langenſalza beſucht, einen Theil Vormittags, den andern Theil Nachmittags. — Einige Zeit mußte ich außerdem täglich den Verwundeten in Privatquartieren widmen.

Ehe ich von meinem amtlichen Verkehr mit den Verwundeten in den Lazarethen erzähle, möchte ich zuvor einiges Aeußerliche berichten und über die leibliche Pflege der Kranken. Was die innere Einrichtung der Lazarethräume betrifft, so trugen dieselben natürlich Anfangs eine ganz andere Gestalt, als später. Als ich am ersten Abend, am Abend des Schlachttages, in die Säle des Reinhardsbrunner Hofes eintrat, sah es sehr wüste aus. Der ganze Saal lag voll Verwundeter, zum Theil Sterbender. Von Betten war keine Rede. Stroh war auf die Erde gebreitet; hie und da hatte einer auch ein Strohkissen unter dem Kopfe. Decken besaß bei weitem nicht jeder. Die Erleuchtung war matt, und Erquickungen konnten trotz der anerkennenswerthen Opferwilligkeit der Langensalzaer nur sehr spärlich gereicht werden. Mehrere Einwohner der Stadt, auch Frauen, deren Liebesthätigkeit nicht genug gerühmt werden kann, unterzogen sich der nothwendigsten Pflege; denn die Sanitätssoldaten, die an so viele Orte vertheilt werden mußten, reichten lange nicht aus. Die Aerzte thaten das Möglichste; aber trotz der größten Anstrengung ihrer Kräfte war eine geordnete Vertheilung derselben auf die einzelnen Hospitäler am ersten Tage nicht herzustellen. Wenn man bedenkt, was diese Männer am 27. Juni geleistet haben an Verbinden, Amputiren und

anderen Operationen, und zwar ohne ſich ſtärken zu können durch Speiſe und Trank, nach den ſchwerſten Strapazen der vorhergehenden Tage, ſo muß man ſagen: Es iſt ein Wunder Gottes, daß ſie's durchgeführt haben.

Schon in den folgenden Tagen veränderte ſich das Anſehen der Lazarethe. Die Lager der Verwundeten wurden mehr geordnet. Barmherzige Schweſtern und evangeliſche Diakoniſſinnen erſchienen, aus Hannover Schweſtern des Henriettenſtifts und Osnabrücker Schweſtern, außerdem verſchiedene Damen, die die Samariterliebe herführte. Große Ladungen mit Lebensmitteln, Wein, Erfriſchungen, Betten, Leinen, Charpie kamen von Hannover. Die Johanniterritter boten ihre Unterſtützung an, mit reichen Mitteln verſehen, gingen ſelbſt in die Lazarethe, um mit eigenen Augen wahrzunehmen, wo Hülfe Noth war. Die Aerzte wurden auf die verſchiedenen Hoſpitäler vertheilt, und unter der umſichtigen Leitung des Generalſtabsarztes ward für die ärztlichen Erforderniſſe in trefflicher Weiſe geſorgt. Bald waren Bettſtellen zuſammengeſchlagen und bequemere Lagerſtätten fertig für jeden Kranken. Ich habe recht erkannt, wie viel auf die Lagerung ankommt, und wie complicirt dieſelbe oft iſt bei einem verwundeten Gliede, namentlich bei einem verwundeten Beine.

Von Tage zu Tage wurde die Pflege vollkommener. Der Raum wurde für den einzelnen Kranken reichlicher; denn die leichter Verwundeten wurden bald in ihre Heimath geschickt, und der Tod evacuirte rasch. Die Aerzte konnten mehr Zeit auf den Einzelnen verwenden; in schwereren Fällen besorgten sie das Verbinden selbst. Sonst geschah es von den Schwestern. Zum größeren Theile waren diese katholische Schwestern, da die evangelischen aus Preußen, von denen einige allerdings Anfangs zugegen waren, in Böhmen verwandt werden mußten, und die lutherischen aus dem Hannoverschen bei der Neuheit der dortigen Diakonissen-Anstalten überall nicht in großer Anzahl vorhanden sind. Ich hoffe zu Gott, daß in unserem Lande die schwere Zeit in Langensalza ein neuer Antrieb werden wird zur Förderung des Diakonissenwesens; uns sind die großen Vorzüge der weiblichen Krankenpflege niemals so schlagend entgegengetreten. Und gelernt will die Pflege sein, namentlich die Pflege Verwundeter. Die Aerzte sind bei einer so großen Menge Verwundeter, wie sie in Kriegslazarethen liegen, nicht im Stande, die Helferinnen über die einfachen Handgriffe zu belehren, und selbst, wenn sie dazu im Stande wären, würden sie von ungeübten Händen wenig Hülfe haben. Man muß nur gesehen haben, wie zusammengesetzt manchmal ein Verband ist, und wie

empfindlich die Verwundeten gegen die geringſte ungeſchickte Berührung ſind. Die Empfindlichkeit war ſo groß, daß die armen Leute manchmal laut aufſchrien, wenn Jemand an ihrem Bette vorüberging und zu hart auftrat, beſonders wenn, wie es in einigen Sälen und Kegelbahnen der Fall war, der Fußboden nicht ganz feſt lag.

Während nun die Schweſtern vorwiegend als Gehülfinnen der Aerzte thätig waren, ſo waren die übrigen Helferinnen, zum Theil Damen aus dem Hannoverſchen, nicht minder von großem Werth für die Beſorgung der Kranken. Es gab ſehr viel zu nähen, es war das Verbandleinen und die Charpie zu ordnen, Frühſtück und Mittagseſſen für die Einzelnen zu vertheilen. Mit großer Aufopferung beſorgte z. B. in Merxleben eine Dame vornehmen Standes ſelbſt die Küche. Wenn dergleichen Dinge geſchehen aus der barmherzigen Liebe heraus, ſo iſt es doch etwas ganz anderes, als wenn ſie für Geld beſchafft werden. Es läßt ſich, namentlich beim Reichen der Mahlzeiten, auch manches gute Wort anbringen. Bei dieſer Gelegenheit muß ich nochmals der Langenſalzaerinnen rühmend gedenken, deren manche täglich Erfriſchungen und Stärkungen in die Lazarethe brachten und mit chriſtlicher Liebe den Kranken dienten; eine Dame überwachte während der ganzen Zeit das

Depot der für die Verwundeten hergesandten, auf dem Rathhause niedergelegten Sachen und besorgte die Verabfolgung derselben, ein sehr mühsames Amt, durch dessen gewissenhafte Ausrichtung sie den gerechtesten Anspruch auf unsere innige Dankbarkeit hat.

Männliche Hülfe fehlte aber auch nicht in Bezug auf die leibliche Verpflegung der Kranken. Die Sanitätssoldaten standen den Schwestern helfend zur Seite und mußten in allen Fällen thätig werden, wo die körperliche Kraft eines Mannes beim Heben und Umbetten der Kranken erforderlich war. Außerdem übernahmen verschiedene Herren die theilweise sehr mühevollen Geschäfte zur Herbeischaffung der Lebensmittel, der Kranken-Utensilien u. s. w. Unermüdlich war die Sorgsamkeit des Herrn Baron von C., und für Kirchheiligen war die Umsicht und das praktische Geschick des Herrn Assessor M. von großer Wichtigkeit.

So viel von der leiblichen Pflege der Kranken. — Was die geistliche Pflege anbetrifft, so lag mir dieselbe ob und den preußischen Predigern. Ich sagte schon oben, daß ich Kirchheiligen allein besorgte, und in Langensalza Anfangs täglich den Reinhardsbrunner Hof, die Knoll'sche Buchdruckerei und die Realschule. Meine Wirksamkeit war von zweifacher Art, einmal an der Gesammtheit der in einem Lazareth resp. in einem

Lazarethſaale befindlichen Verwundeten, und ſodann an den einzelnen.

Die erſtere beſtand in Andachten, die ich in den Lazarethen hielt, bisweilen in größerer Abendmahlsfeier. Die Andachten fanden regelmäßig Sonntags ſtatt. Sie konnten natürlich nur kurz ſein, höchſtens eine Viertelſtunde währen, ſowohl wegen ihrer Menge, als auch, weil die Verwundeten zum Theil wegen der Schmerzen unfähig waren, länger der Rede zu folgen. Ich las ein Schriftſtück vor, ein Stück der Sonntagsepiſtel oder des Sonntagsevangeliums, legte daſſelbe in einer Anſprache aus, und ſchloß mit Gebet im Namen der Kranken, Fürbitte für die Aerzte und Pflegerinnen, Vaterunſer und Segen. So ging ich von einem Lazareth ins andere, von einem Raum im Lazareth in den andern. Wenn es anging, öffnete ich die Thüren der angrenzenden Zimmer und ſtellte mich ſo, daß ich in den verſchiedenen Zimmern gehört werden konnte. Die Leute freuten ſich; denn ſie hatten doch wenigſtens einen Sonntagsgottesdienſt. Aber ich muß geſtehen, ein gut Stück Arbeit war's für mich. In Kirchheiligen mußte ich, weil die Kranken in den Häuſern zerſtreut lagen, ſehr viel Andachten halten; ich wählte ſtets verſchiedene Texte, denn daſſelbe zu wiederholen, wäre mir völlig unmöglich geweſen. Ich habe Sonntage gehabt, an denen ich funf-

zehn gottesdienſtliche Andachten hielt. Dazu kamen in Langenſalza noch einzelne Andachten in den Privatquartieren der Officiere. Den Sonntag Abend war ich jedesmal ſehr erſchöpft, ſo daß ich, wenn ich von Kirchheiligen zurückkehrte in mein Quartier, zu jeder Beſchäftigung unfähig war. Sehr erquicklich waren die Gottesdienſte im blauen Hauſe, in welchem die Hannoverſchen Diakoniſſinnen aus dem Henriettenſtifte pflegten. Sie hatten mit den Kranken Geſänge eingeübt, mit deren einem wir unſere Andachten begannen. Als lutheriſche Schweſtern waren ſie mir überhaupt in meiner amtlichen Wirkſamkeit von hohem Werth; ſie hielten, eine jede in ihrem Bereich, ſo viel es irgend anging, auf chriſtliche Zucht und Sitte; z. B. ſprach eine von ihnen regelmäßig das Tiſchgebet. Schweſter Eliſabeth vertheilte im blauen Hauſe unter die Verwundeten die manchen Leſern gewiß bekannten Zettel mit den großgedruckten Bibelſtellen, die etliche auf Pappe klebten und mit einer Einfaſſung von farbigem Papier und Goldſtreifen verſahen, ſo daß in Kurzem jeder ſeinen Spruch über dem Bette hängen hatte. Die ſchöne Idee fand auch in anderen Lazarethen Beifall und Nachahmung. — Uebrigens muß ich ebenfalls den katholiſchen Schweſtern bezeugen, daß ſie mir bei den Andachten ſtets freundlich zur Hand gingen. Schweſter Eduarde, nächſt der wür-

digen Mutter die leitende Schweſter, ließ es ſich nicht nehmen, ihren Saal im Reinhardsbrunner Hof zur feſtgeſetzten Andachtsſtunde in ſchönſter Ordnung zu haben.

Recht feierlich waren die gemeinſamen Communionen, die wenigſtens ab und an vorkamen. Die lutheriſchen Schweſtern, unter denen ich noch die treue Pflegerin der Sterbenden B. aus Erfurt, eine Altlutheranerin, wie die Lutheraner von den Preußen genannt werden, erwähnen muß, communicirten gewöhnlich mit. Im blauen Hauſe hatten wir die heiligen Gefäße in Silber, ſehr fein; ſonſt herrſchte auch hier feldmäßige Einfachheit. Ein kleiner Teller war die Patene, ein Weinglas der Kelch; die Hoſtienſchachtel führte ich immer bei mir. War die Beichte zu Ende, ſo trat ich an jedes Bett und reichte das Sacrament, zu meiner Seite die Schweſter mit Hoſtie und Kelch.

Die Hauptarbeit für mich war der ſeelſorgeriſche Verkehr mit den einzelnen Verwundeten, die ſpecielle Seelſorge in der Lazarethgemeinde. Jeder praktiſche Geiſtliche weiß, daß die weſentliche Bedingung einer erfolgreichen ſpeciellen Seelſorge die iſt, den Menſchen zu nehmen, wie er iſt, den einzelnen deshalb kennen zu lernen und ihn nach ſeiner Eigenthümlichkeit zu behandeln. Dazu iſt erforderlich, daß der Paſtor, was meiner

Ansicht nach oft nicht genug beachtet wird, nicht zu viel selbst spricht, sondern dem besuchten Pflegebefohlenen Veranlassung giebt, sich auszusprechen. Auf die Weise gewinnt der letztere auch schnell Vertrauen zu dem Geistlichen. Ich habe daher zuerst die Verwundeten erzählen lassen von ihren Schmerzen, von der Art, wie sie ihre Wunden empfingen, von ihren Erlebnissen auf dem Schlachtfelde vor der Verwundung, und was sie am liebsten erzählten, hörte ich mit der größten Aufmerksamkeit an. So wurden wir mit einander herzlich befreundet, und ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir Gnade gab, sein Wort fast ausnahmslos willigen Herzen entgegen zu bringen.

Die Seelsorge in unseren Kriegslazarethen hatte aber ihre ganz besonderen Schwierigkeiten. Erstlich lagen, wenigstens in Langensalza, in bunter Reihe Hannoveraner und Preußen. Daß im Verlauf der Zeit, als mehr und mehr trübe Nachrichten aus Hannover kamen, zwischen hannoverschen und preußischen Verwundeten störende Reibungen zu befürchten waren, liegt auf der Hand. Wunderbarer Weise verwirklichte sich die Befürchtung nicht; das gemeinsame Leid war doch ein zu mächtiges Band, und außerdem waren die preußischen Verwundeten größtentheils Leute vom 11. und 25. Regiment, friedliche Schlesier und heitere Rheinländer. Alle sahen

einander in die deutſchen Augen und redeten miteinander in der deutſchen Zunge. — Es iſt doch etwas Fürchterliches, ein Bruderkrieg. — Indeſſen konnte und wollte ich ſelbſtverſtändlich bei Unterredungen mit meinen lieben Landsleuten nicht vermeiden, ſie zum treuen Feſthalten an ihren Kriegsherrn und ihr theures Hannoverland zu ermahnen. Die Preußen haben's angehört, und nie darüber gemurrt. Ich darf mir übrigens das Zeugniß geben, die letzteren mit gleicher Theilnahme bedient zu haben, wie meine hannoverſchen Soldaten, und thue das um ſo lieber, als jene in der Empfänglichkeit für Gottes Wort gegen die Unſrigen nicht zurückſtanden.

Eine andere Schwierigkeit lag in der Verſchiedenheit der Confeſſionen. Als lutheriſchem Paſtor lag mir zunächſt nur die Seelſorge der Lutheraner ob. Die preußiſchen Verwundeten waren unirt; aber der Nothſtand ließ es nicht zu, den Lehrunterſchied zwiſchen Union und Lutherthum geltend zu machen. Zu einer eingehenden Belehrung war keine Zeit, und von dem Unterſchiede fehlte beiderlei Kranken das Bewußtſein. Ich konnte weder die preußiſchen Prediger hindern, unſere Lutheraner zu bedienen, noch die Unirten zurückweiſen, die in ihrem Leid meine Hülfe begehrten. Anders war es natürlich mit den Katholiken, die ebenfalls zerſtreut unter den übrigen Verwundeten lagen. Für ſie waren

katholiſche Geiſtliche anweſend, Anfangs mehrere, ſpäter nur der katholiſche Geiſtliche von Langenſalza. Regelmäßig wurden die Katholiken nicht beſucht, doch iſt, ſo viel ich weiß, keiner ohne die Sterbeſacramente aus dem Leben geſchieden — Dank der Fürſorge der katholiſchen Schweſtern. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß viele Katholiken meinen Zuſpruch mit großer Freudigkeit wünſchten, und muß geſtehen, daß ich gern mit ihnen von Gottes Wort redete. Das Katholiſche trat eigentlich nur in den Aeußerungen der katholiſchen Schweſtern hervor, die meine Unterredungen mit den Kranken bisweilen mit den Worten unterbrachen: Er iſt ſehr zufrieden und geduldig; denn er weiß, daß all ſein Leiden ein Opfer iſt. Auch trat ich einmal zu einem ſterbenden Katholiken und wurde von ſeiner Frau, die ihn pflegte, mit den Worten empfangen: Wir können ganz ruhig ſein, er iſt mit der Hoſtie verſehen, die der heilige Vater geweihet hat, und hat alſo viel mehr, als er braucht. Da unterließ ich es doch nicht, auf den allein ſeligmachenden Glauben an den Herrn Jeſum Chriſtum hinzuweiſen. Sonſt war mir der Umſtand, daß ſich Katholiken unter unſeren Verwundeten befanden, kein Hemmniß in meiner Wirkſamkeit. — Dagegen drückte mich, daß, was vielleicht in anderen Verhältniſſen nicht ſo leicht vorkommt, unter den Verwundeten einige Juden

waren, und zwar Schwerverwundete. Mir ſind zwei bekannt geworden; beide waren amputirt und ſind geſtorben. Sie zu Chriſto zu leiten, war unter den vorliegenden Verhältniſſen nicht auszuführen; ich fühlte mich rathlos und hatte für ſie nichts weiter, als die Fürbitte.

Die Aufgabe, die ich mir ſtellte in meiner Seelſorge, war die, daß die Verwundeten zu der Gewißheit gelangten und in der Gewißheit blieben: Wir ſind in unſeren Leiden liebe Kinder Gottes in Chriſto. Es machte einen ſichtlichen Eindruck, wenn ich die Hand eines Schwerverwundeten ergriff, und ihm ſagte: „Du biſt ein Kind Gottes“, und noch ſichtlicher wurde der Eindruck, wenn ich den Grund hinzufügte: Weil Du getauft biſt und in der Taufe Deinen lieben Heiland angezogen haſt. Das hob die Verzagenden, die den Herrn kannten, und brachte Die zum heilſamen Beſinnen, die vielleicht lange ohne den Herrn gelebt hatten. Es war den letzteren ein Hauch des ewigen Lebens ins Sterben, und der Uebergang zu dem Gedanken an die Sünde und an das Leid als Folge der Sünde bildete ſich ungeſucht. Ich habe die ergreifendſten Sündenbekenntniſſe gehört und die herrlichſten Beweiſe erfahren, wie die in den göttlichen Zeugniſſen, Wort und Sacrament, ruhende Gnade Gottes zur Buße leitete. —

Wollte man gleich damit anfangen, dem Kranken seine Sünde vorzuhalten und wie er sein Leiden um seiner Sünde willen wohl verdient habe, man würde sehr häufig nicht zum erwünschten Ziele kommen.

Ueberhaupt war die größte Vorsicht nöthig bei dem Zuspruch für die Verwundeten. Einige waren völlig unempfänglich, nämlich die am Kopfe schwer verwundet waren; ich habe einen solchen Verwundeten im Lazareth der Realschule, und einen andern in Kirchheiligen täglich besucht; der erstere lebte wochenlang, beide waren gänzlich ohne Besinnung, wenigstens unfähig, ein Wort zu sprechen. Gewöhnlich hatten sie die Augen aufgeschlagen, aber der Blick war starr. Sie lagen still und theilnahmlos. Bisweilen schien es, als ob der in Langensalza, ein Preuße vom 11. Regiment, eine zuckende Bewegung machte, wenn ich ihm die Hand hinreichte, doch war es unmöglich zu erkennen, ob er mich sah. Einige Male fand ich ihn heftig stöhnend, und dann wieder gerieth der starke Mann in ein furchtbares Zittern, so daß das ganze Bett erbebte. Bei dem andern in Kirchheiligen, einem hannoverschen Unterofficier, fanden dieselben Erscheinungen statt; es war besonders auch deshalb ein erschütternder Anblick, weil sein Vater zu seiner Pflege hergekommen war und bis zum Tode des Sohnes kein Zeichen des Erkennens wahrnehmen konnte. Ich

habe an beiden Lagern für die Unglücklichen gebetet; Gott wird ſie in ſeinen ewigen Frieden aufgenommen haben. —

Die oben erwähnte Nothwendigkeit großer Vorſicht in der ſeelſorgeriſchen Behandlung der Verwundeten trat namentlich hervor bei denen, die durch die Bruſt geſchoſſen waren. Allerdings war die Stimmung nicht bei allen gleich; doch waren die meiſten ungewöhnlich gereizt. Man merkte ihnen die ſchwere Beängſtigung an; ihr Auge war unruhig und ihr Blick unſtät. Ich durfte ſie nicht zum Sprechen treiben, weil die Beklommenheit zu ſtark war, und die innere Angſt machte ſie unfähig, lange zuzuhören. Anfangs fragte ich ſie wohl, ob ich ihnen einen Pſalm vorleſen oder mit ihnen beten ſollte; aber entweder erklärten ſie geradezu „nein“, oder ſie gaben in ihren Mienen zu verſtehen, daß ſie nicht geneigt waren, „ja“ zu antworten. Ich habe mich überzeugt, daß das keineswegs eine Unluſt an Gottes Wort war, ſondern oft nur das Läſtige, ſich entſcheiden zu müſſen. Später fragte ich nicht mehr, ſondern ſagte ihnen ohne weiteres einen kurzen Spruch aus der heiligen Schrift, z. B. „Gottes Kraft iſt in den Schwachen mächtig.“ „Der Herr verſucht Niemanden über ſein Vermögen.“ „Selig iſt der Mann, der die Anfechtung erduldet.“ Oder ich betete ein kurzes Gebet, häufig

das Vaterunſer. Sowie ich merkte, daß ſie nicht mehr zu folgen vermochten, hörte ich auf. Aber ich rechne die Bruſtverwundeten zu denen, die am ſchwerſten geiſtlich zu behandeln ſind; dazu kam, wenn die Wunde in Eiterung überging, ein kaum zu ertragender Geruch, der ein längeres Verweilen am Bett faſt unmöglich machte. Wie behutſam man bei dieſen reizbaren Kranken ſein muß, um es nicht mit ihnen zu verderben, habe ich an einem Falle in Kirchheiligen geſehen, der mir bis heute unerklärlich iſt. In der Kirche lag ein hannoverſcher Grenadier, der in die Bruſt geſchoſſen, aber in weniger hohem Grade beklommen war. Er verlangte das heilige Abendmahl, und ich gab es ihm, nachdem er andächtig die Beichtermahnung angehört und ſeine Sünde bekannt hatte. Er zeigte auch eine gute chriſtliche Erkenntniß. Am nächſten Tage beſuchte ich ihn in einem andern Hauſe, wohin man ihn geſchafft hatte, weil man ſein baldiges Ende vermuthete. Ich las ihm den 23. Pſalm vor und legte ihm denſelben aus; er hörte anſcheinend ruhig zu; wir ſchieden ſehr freundlich von einander. Am folgenden Tage ſchickte er mir den Wärter entgegen mit der Aufforderung, er wolle mich nicht ſehen. Dennoch ging ich zu ihm, fand ihn aber ſo zornig auf mich, daß alle Zureden nichts halfen. Er behauptete einfach, ich hielte ihn für einen Wildling, und das ſei er nicht. Ich

besann mich hin und her, ob ich ihn durch irgend eine Aeußerung verletzt haben könnte, fragte auch die Hausgenossen, die bei meiner gestrigen Anwesenheit gegenwärtig gewesen waren, ob sie in meiner Unterredung mit dem Kranken etwas gefunden hätten, was ihn möglicher Weise verletzen konnte; indessen keiner vermochte sich den Grund der plötzlichen Umstimmung zu erklären. Der Kranke nannte ebensowenig einen Grund; er blieb dabei, zu sagen: Ich bin kein Wildling, und wies entschieden meinen Dienst zurück. Es wird vielleicht ein einziges Wort gewesen sein, welches ohne mein Wissen für ihn anstößig war, aber ich erkannte daraus, wie man bei Brustverwundeten nicht vorsichtig genug sein kann. Der Mann genas wunderbarer Weise; doch währte es lange Zeit, ehe ich sein Vertrauen einigermaßen wiedergewann.

Die Stimmungen der Verwundeten hangen überall zunächst ab von der Art der Verwundung, von den größern oder geringern Schmerzen und von der schnellern oder langsamern Heilung. Schreckliche Wunden waren insbesondere die durch Schüsse in den Unterleib und durch Beckenschüsse, meistens tödtlich. Indessen fand ich bei den in solcher Weise Verwundeten immer Zugang. Köstliche Stunden habe ich mit einem hannoverschen Rittmeister verlebt, bei dem die Kugel einen wunderbar günstigen Lauf genommen hatte; wäre sie vielleicht ein

Haar breit anders gelaufen, so wäre der Mann verloren gewesen. Ich habe ihm fast täglich Gottes Wort gebracht und mich selbst erbaut und gestärkt an seiner christlichen Geduld und seiner freudigen Zuversicht auf seinen Heiland. — Schlimm anzusehen waren ferner die Schußwunden im Gesicht, durch die Wangen und den Mund. Das lallende, unverständliche Sprechen schnitt mir durch's Herz und die Mühe, mit der die armen Menschen ihre Nahrung zu sich nahmen, mußte Jeden erbarmen. Dazu war die Anschwellung des Gesichts und damit die Entstellung desselben wahrhaft grauenvoll, und die Schmerzen erreichten oft eine furchtbare Höhe, so z. B. bei einem hannoverschen Officier, dem die Kugel nicht aus seiner Wunde entfernt werden konnte. Der letztere sagte mir einmal: Meine Schmerzen waren so groß, daß ich nicht mehr zu beten vermochte. Aber auch diese Kranken hörten gerne von dem, der unsere Krankheit trug und auf sich lud unsere Schmerzen.

Bei weitem die meisten Kranken in den Lazarethen waren an den Extremitäten verwundet, an Arm und Bein. Viele waren amputirt; in Kirchheiligen hießen die beiden aufgebauten Zelte, die ich schon oben erwähnte, die Amputirten-Zelte. Unter den Amputirten sind diejenigen, bei welchen die Operation früh genug vollzogen wurde, fast alle am Leben geblieben; spätere Amputa-

tionen führen dagegen gewöhnlich den Tod herbei. Weil die Kranken, während ihnen das Glied abgenommen wird, chloroformirt ſind, ſo fühlen ſie den Schmerz nicht, haben wenigſtens keine Erinnerung von demſelben. Das wußten ſie vorher, und deshalb hinderte ſie die Furcht vor Schmerzen nicht, zu der Operation die erforderliche Einwilligung zu geben. Wohl aber quälte ſie die Sorge um ihre Zukunft, und ſo hatte ich Veranlaſſung, ihnen dieſe Sorge zu nehmen durch die Verkündigung deſſen, der da ſpricht: Ich will Dich nicht verlaſſen noch verſäumen. Wenn ich ſie gleich nach der Amputation ſah, machte es doch einen wunderbaren Eindruck, daß ſie das Glied verloren hatten, ohne es zu merken; nur einige erzählten mir, daß ſie ſich dunkel eines Schmerzes erinnerten. Ich habe ſelbſt einmal im Garten des Heinemann'ſchen Kaffeehauſes in der unmittelbaren Nähe des Platzes geſtanden, an welchem eine Amputation vollzogen wurde, und nicht gehört, daß der Kranke den geringſten Laut von ſich gab.

Neben den Amputationen wurden vielfach die ſog. Reſectionen vorgenommen, die, wie mir die Aerzte ſagten, weit ſchwieriger ſind, als jene. Es wird das beſchädigte Knochenſtück des Armes oder Beines herausgeſägt; dann bildet ſich mit der Zeit zwiſchen den beiden Knochenenden eine Verbindung. Auf die Weiſe wird das Glied,

wenn auch der ſpätere Gebrauch deſſelben unvollkommen iſt, erhalten. Indeſſen klagten die Reſecirten ſehr über Schmerzen und bedurften der ſorgfältigſten Pflege, während die Amputirten, wenn nicht beſondere Zufälle hinzukamen, bald frei von Schmerzen und oft heiter und luſtig waren. Ich ſagte vorhin, daß die Kranken bei früh erfolgter Amputation gewöhnlich genaſen; dennoch iſt es gewiß für den Arzt immer eine ernſte Sache, ſich für die Amputation zu entſcheiden, und daher fand ich es nie gerechtfertigt, wenn man bei Sterbefällen hie und da äußern hörte, der Menſch würde nicht geſtorben ſein, wenn er rechtzeitig amputirt wäre. Man beſinnt ſich erſt zehnmal, ehe man einen Menſchen zum Krüppel macht, und hat man gegründete Hoffnung, dem Verwundeten Arm oder Bein zu erhalten, ſo braucht man ſich keinen Vorwurf zu machen, wenn im vorher unbekannten Verlauf der Krankheit die Wunde ſich ſo geſtaltet, daß eine frühere Amputation gut geweſen wäre, jetzt aber nicht mehr geſchehen kann, weil der Kranke zu ſchwach geworden iſt. Manchmal kamen die wunderbarſten Rettungen vor. So lag im Reinhardsbrunner Hof ein Infanteriſt, der am Fuße durch eine Flintenkugel verwundet war. Der Mann hatte entſetzliche Schmerzen. Ich beſuchte ihn täglich und hatte große Freude an ihm, denn er ließ ſich tröſten von ſeinem

Heilande. Die Wunde wurde brandig und keiner glaubte, daß er leben bleiben würde. Aber der Brand ſtand auf einmal am Beine nicht weit über dem Fuße ſtill und nun faulte der Fuß förmlich ab. Es war ein furchtbarer Anblick, doch der Mann war gerettet.

„Des Herren Rath iſt wunderbarlich und führet es herrlich hinaus.“ Das Wort habe ich manchem Kranken geſagt, und wir haben miteinander gelernt, wie leicht es iſt, im Leiden die erſte Hälfte des Spruchs zu verſtehen, wie ſchwer dagegen, die zweite Hälfte zu glauben. Aber ich muß ſagen, den guten Willen hatten Alle zu glauben, und tröſtlich war es ihnen immer zu hören: Warte nur, er führt es herrlich hinaus. Sie waren dankbar für jede Stunde, in der die Schmerzen gelinder wurden, und ſtärkten ſich zur Geduld für die kommenden Tage. In der Geduld ſind viele Männer geübt. Jeden Mittwoch wurde berechnet, wie viele Wochen vergangen ſeien ſeit der Schlacht, und dann durchlebten wir in der Erinnerung den heißen Tag noch einmal. Da ſagte der eine: „Um dieſe Stunde war ich noch friſch und munter“, und der andere: „Ich hatte meinen Schuß ſchon“, und der dritte: „Jetzt fiel N. N. an meiner Seite.“ Vom Durchgange durch die Unſtrut wurde erzählt, und wie die Kugeln geflogen ſeien, als ob Hände voll Erbſen ausgeſchüttet wären. Zuweilen

klangen die Reden gar kindlich, wenn die Leute auseinandersetzten, wie sie ihre Verwundungen hätten vermeiden können. Dabei trat es auch hervor, wie kaltblütig der Soldat wird gegen die Todesgefahr im Schlachtgetümmel. So erzählte mir ein Dragoner, der durch einen Granatschuß schwer an der Schulter verwundet war: „Ich war Ordonnanz beim Brigadier, und verlor beim Uebersetzen über einen Graben meinen Helm. Darauf setzte ich meine Mütze auf und ritt mit dem Obersten in Merxleben hinein, wo wir nicht im Bereich des Feuers waren. Aber ich wollte meinen Helm gern wieder haben und ritt deshalb zurück in's Feuer, da kriegte ich meinen Schuß. Wenn ich doch den Helm hätte liegen lassen, dann hätte ich meinen Schuß nicht gekriegt."

Geduld war den Verwundeten Noth. Es ist ein eigen Ding mit den Schußwunden; zuerst sehen sie oft gar nicht gefährlich aus, zwei kleine Löcher im Arm oder Bein. Aber wenn die Eiterung anfängt, so heißt's stille sein und hoffen. Sind die Wunden bloße Fleischwunden, so erfolgt die Heilung gewöhnlich rasch, nicht so, wenn die Knochen zersplittert sind. Dann wird's nicht eher heil, als bis das letzte Knochensplitterchen heraus ist. Außer den Knochensplitterchen befindet sich oft Zeug in der Wunde, das durch die Kugel hinein-

getrieben ist, und auch das muß entfernt werden, ehe die Heilung vor sich geht. Nun scheint es heute, als ob das Letzte herausgeeitert sei, die Wunde sich schließen wolle, und morgen bricht sie wieder auf, und ein ganz kleines Stückchen Knochen oder ein paar Fäserchen von Rock oder Beinkleid kommen zum Vorschein. Das wiederholt sich wochenlang, und darum war's kein Wunder, wenn ich die starken Männer nicht selten in Thränen fand. Ich sagte ihnen, wie viel sie durch Gottes Gnade auf ihrem Schmerzenslager lernen könnten für ihr ganzes Leben; denn die Zeit ihres Aufenthalts im Lazareth bilde das menschliche Leben ab, ein stetes Ringen zwischen Lust und Leid, ein Wechsel guter und böser Tage. Oder ich verglich ihren leiblichen Zustand mit dem Zustande des Herzens; wie aus dem Körper alles hinweggeschafft werden müßte, was nicht hineingehöre, alle Splitterchen und Fäserchen, so dulde ein Christenherz nichts in sich, was nicht nach Gottes Willen in ihm sein dürfte und komme nicht eher zur Ruhe, als bis die letzte Sünde durch Christi Blut getilgt sei.

Sitzt die Kugel noch in der Wunde, so weiß der Kranke, daß es nicht eher besser wird, als bis die Kugel heraus ist. Bisweilen sind die Aerzte nicht im Stande, die Kugel zu finden, die oft einen Lauf nimmt,

an den Niemand denkt. Da galt es auch warten, und es that mir sehr weh, wenn ich Morgens an die Betten trat und auf meine Frage: „Ist die Kugel heraus?“ die verneinende Antwort hören mußte. Aber eine Lust war es, wenn ich mit dem Jubelrufe empfangen wurde: Herr Pastor, die Kugel ist da. Triumphirend wurde sie von dem Papier, in welches sie der Glückliche eingewickelt hatte, befreit. Indessen wenn man hätte sagen sollen, es sei eine Spitzkugel, man hätte es nicht vermocht. Was man sah, war entweder ein plattgedrücktes, oder ein nach allen Richtungen zerspaltenes und zerrissenes Stück Blei. Der menschliche Knochen hat eine gewaltige Stärke. Es kamen Fälle vor, bei denen die Kugel, auf den Knochen stoßend, sich in zwei Hälften getheilt hatte, deren eine aus der entgegengesetzten Seite des Gliedes herausgefahren, und deren andere in der Wunde sitzen geblieben war, so daß das Vorhandensein der letzteren erst längere Zeit nachher entdeckt wurde, während man bis dahin meinte, die Kugel sei durchaus nicht mehr im Körper vorhanden. — Uebrigens hatten sich die Kranken, deren Wunden eiterten, nicht bloß im Warten zu üben, sondern oft schmerzhafte Operationen durchzumachen, wenn die Knochenstücke vermittelst der Knochenzange aus der Wunde geholt werden mußten. Gewöhnlich wußten sie es vorher, und ich hatte dann

Mühe, ihnen Muth einzusprechen; denn bei derartigen Operationen wurde gewöhnlich nicht chloroformirt.

Vor einer Gefahr sind wir durch Gottes Gnade bewahrt, nämlich vor Epidemieen in den Lazarethen. Das Lazarethfieber, Pyämie, ist allerdings vorgekommen, aber nur vereinzelt. Pyämie ist eine schreckliche, eigentlich immer tödtliche Krankheit. Die Kranken bekommen eine gelbe Farbe, sind unbesinnlich und in lichten Stunden anscheinend theilnahmlos; indessen konnte ich doch vielen vor ihrem Ende das heilige Abendmahl reichen. Typhus ist auch einige Male vorgekommen, bei etlichen im schlimmsten Grade. Recht große Besorgnisse hatten wir vor der Cholera, die in Langensalza auftrat und zahlreiche Opfer forderte. Es waren allerdings Vorbereitungen getroffen für den Fall, daß die grausige Seuche unsere Kranken erfaßte; ein Hospital wurde bereit gehalten und sonst ärztliche Vorkehrungen getroffen, aber es würde doch ein namenloses Unglück gewesen sein, wenn, was wir fürchteten, zur Wirklichkeit geworden wäre. Selbstverständlich wurde die Gefahr, so viel als möglich, vor den Kranken verheimlicht.

Nachdem ich nun die trübe Seite der Kriegslazarethe den Lesern vorgeführt habe, will ich, ehe ich von dem Sterben, wie es mir entgegentrat, erzähle, auch etwas von der Gemüthlichkeit, Behaglichkeit, ja Fröhlichkeit

mittheilen; denn das alles hatte seine Stelle unter den Kranken. Langeweile ist immer eine böse Sache, in Lazarethen besonders empfindbar, und daher mußte Sorge getragen werden, die Kranken, welche frei von Schmerzen waren, vor Langerweile zu schützen. Sehr wichtig war die Herbeischaffung geeigneter Lectüre, deren Beaufsichtigung doch ein wesentliches Stück der Seelsorge ist. Vielfach wurden Tractate vertheilt; so kam ein Colporteur von Hamburg mit einer großen Menge von Tractaten. Die Kranken lasen sie gern, indessen genügten sie ihnen nicht auf die Zeit; manche sprachen das offen aus und baten zuletzt geradezu, sie damit zu verschonen, und zwar solche, die keineswegs feindlich gegen Gottes Wort waren. Dagegen hatten sie andere Erbauungsschriften gern. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß sie sich mit denselben nicht bloß beschäftigten zu bestimmter Andachtsübung, sondern nicht müde wurden, sie zu ihrer Unterhaltung zu lesen; sie sagten wohl: „Das Buch läßt sich so schön lesen, man kann's immer wieder lesen und die Zeit wunderschön damit hinbringen." — Namentlich bezeugten sie dies von dem kleinen Habermann und von dem herrlichen täglichen Handbuch von Stark. Den kleinen Habermann besaß zuletzt fast jeder Kranke als Eigenthum, und nach dem Stark'schen Buche verlangten sie stets wieder, wenn sie einmal

darin geleſen hatten. Ich muß geſtehen, daß ich kein beſſeres Erbauungsbuch für Kranke kenne. In Kirchheiligen trat einmal ein Jäger zu mir und fragte mich, ob ich ihm eine Bitte erfüllen wolle und ihm den alten Stark ſchenken; er habe ſich früher nicht viel um Gottes Wort bekümmert und ſorglos hingelebt in der Welt; aber dieſes Buch habe ihn auf andere Gedanken gebracht. — Ich erfüllte ſeine Bitte. Gleich darauf wurde der Mann, der ſchon wieder umherging und deſſen Wunde ungefährlich ſchien, vom Typhus befallen. Da habe ich ihm aus dem alten Stark vorgeleſen, bis er, geſpeiſ't und getränkt mit dem Leibe und Blute ſeines Heilandes, ſelig entſchlief. — Alle Kranken erhielten auch ein neues Teſtament und laſen fleißig Gottes Wort; manche mochten's lange nicht gethan haben, jetzt ſchmeckten ſie ſeine Lieblichkeit und nahmen Wahrheit und Leben aus ſeiner Fülle. Ich ſchrieb jedem in ſein neues Teſtament einen Spruch und ſeinen Namen. Unvergeßlich bleibt mir ein Königin-Huſar im Reinhardsbrunner Hofe, der von ſeinem Teſtamente faſt gar nicht los kommen konnte und unbeirrt weiter las, wenn ihm ab und an ein Vorübergehender ein ſpöttelndes Wort zuwarf.

Uebrigens war auch hinreichend andere Lectüre vorhanden. Ich hatte um Zuſendung derſelben einen Freund,

Paſtor F. in Hannover, gebeten, dem auf eine Bekanntmachung in öffentlichen Blättern reichliche Mittel zur Erfüllung meiner Bitte zu Theil wurden. Wir erhielten mehrere Kiſten mit Büchern mannigfaltiger Art und konnten im blauen Hauſe eine ordentliche kleine Bibliothek aufſtellen, von welcher aus jedes Lazareth mit einem Packet verſorgt wurde. Die einzelnen Bücher des Packets kamen abwechſelnd in die Hände der Kranken im Lazareth, und dann wurden ſchließlich wieder die Packete gewechſelt. Die Soldaten haben recht große Freude an dieſer Lectüre gehabt.

Uebrigens ſind mir auch von anderer Seite Bücher zugeſchickt, theils leihweiſe, theils geſchenksweiſe, was mich im Intereſſe der Verwundeten zu großer Dankbarkeit verpflichtete. Ich war auf die Weiſe im Stande, unpaſſende Schriften, die — ich weiß ſelbſt nicht wie — einigen Kranken zugeſteckt waren, unvermerkt zu entfernen und dafür beſſere zu geben. Vor etlichen Schriften warnte ich ſie beſonders, z. B. vor der Gartenlaube, die ich hie und da in den Lazarethen fand.

Zum Leſen gehört das Schreiben. Geſchrieben haben die Verwundeten viel, wenn ſie körperlich dazu fähig waren. Für viele übernahm ich das Briefſchreiben, es waren immer kurze Depeſchen; namentlich drang ich darauf, daß bedeutende Veränderungen in der Krank-

heit den Angehörigen des Verwundeten gemeldet wurden. Oft wünschten es die Kranken nicht, z. B. wenn eine Amputation geschehen war, aber ich ließ ihnen keine Ruhe, bis sie mir gestatteten zu schreiben, entweder direct an ihre Angehörigen, oder an ihre Pastoren, und nachher freueten sie sich, wenn die theilnehmenden Briefe kamen, und noch mehr, wenn sie durch den Besuch des Vaters oder der Mutter überrascht wurden. Abgesehen vom Briefschreiben, war das Schreiben an sich manchem eine angenehme Beschäftigung. Diejenigen, die einen Arm verloren hatten, ermahnte ich, sich schon jetzt möglichst zu üben im selbständigen Gebrauche des behaltenen Armes, und erlebte an einem Infanteristen, dem der rechte Arm amputirt war, daß er in sehr kurzer Zeit mit der linken Hand gut und ziemlich schnell schreiben lernte. Ueberhaupt suchte ich die Amputirten von dem Gedanken abzubringen, als seien sie künftig zu jeder Arbeit unfähig und einzig auf die Unterstützung Anderer angewiesen; die Unterstützung würde ihnen nicht fehlen, aber es gelte ihnen wie jedem die Vorschrift: Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen.

Neben Lesenden und Schreibenden sah man nicht wenige, die Charpie zupften, welche, wie leicht einzusehen ist, in ungeheurer Menge nöthig war. Einige

arbeiteten in Pappe, so die, welche, wie bereits erwähnt ist, die Sprüche aufklebten und schön beränderten; auch fertigte einer kleine Papptafeln an, auf deren jede der Name eines Kranken geschrieben wurde. Die Tafeln der Hannoveraner waren mit gelbem, die Tafeln der Preußen mit schwarzem Rande versehen.

Aber Jeder beschäftigte sich nicht blos für sich selbst, sondern es gab auch gemeinsame Unterhaltungen. Zum Gespräch bot sich reichlicher Stoff dar. Was ließ sich allein vom 27. Juni sagen! und den Tag bewegten unsere Verwundeten doch vorwiegend in ihren Gedanken. Gerade durch die gegenseitigen Mittheilungen der verschiedenen Erfahrungen, die die Einzelnen an dem Tage gemacht hatten, wurde das Bild immer genauer und in allen Details anschaulicher und anziehender. Daran knüpfte sich manches Wort der Anhänglichkeit an den geliebten König und sein Haus, und die Frage: Wie wird's werden mit dem hannoverschen Vaterland? wurde auch besprochen. Aber als die erste Kunde von der Annexion nach Langensalza kam und den hannoverschen Soldaten mitgetheilt wurde, meinten sie, man wolle ihnen ein Märlein erzählen. Die Geschichte war ihnen so unmöglich, daß sie dieselbe eigentlich hernach gar nicht in das Bereich ihres Nachdenkens gezogen haben. — Neben den Gesprächen fehlten unterhaltende Spiele nicht.

Zwiſchen zwei Betten ſtand in manchen Lazarethen ein kleiner Tiſch, der den beiden benachbarten Kranken zum Spieltiſche diente, für Damenſpiel, Mühlenſpiel, Dominoſpiel u. ſ. w. Beſſer ging es allerdings mit ſolchen Spielen, wenn die Kranken aufſtehen und ſich an einen größern Tiſch ſetzen konnten. Endlich hörte man auch Muſik in den Lazarethen, freilich keine Orcheſtermuſik, ſondern entweder die Handharmonika oder die Guitarre. Indeſſen die Leute freuten ſich an den Tönen. Ich ſehe noch immer einen amputirten Unterofficier im Zelte zu Kirchheiligen, wie er, in ſeinem Bette ſitzend, Guitarre ſpielte und ſeinen Zeltkameraden die Zeit verkürzte.

Aber Eins durfte den Verwundeten zu ihrer Unterhaltung vor allen Dingen nicht fehlen, nämlich das Rauchen. Von theilnehmender Seite war denn auch hinreichend für Pfeifen, Taback und Cigarren geſorgt. Fragte ich einen gemüthlich rauchenden Soldaten: Wie ſchmeckt die Pfeife? ſo lautete die Antwort: Gut, und die Zeit geht damit hin. Zuletzt hatte jeder ſeine Pfeife, nicht ſelten eine lange und kurze. Bisweilen hätte man meinen ſollen, das Rauchen ſei ein vortreffliches Mittel gegen die Schmerzen; ich habe Leute geſehen, die eine halbe Stunde, nachdem ſie amputirt waren,

ihre Cigarre anzündeten. Daß das Rauchen den Nichtrauchern unter den Kranken läſtig geworden wäre, habe ich nie bemerkt und dahingehende Klagen in den Lazarethen nie vernommen.

Großen Werth hat es, wenn ſich in einem Krankenzimmer Einer befindet, der, ohne ins Ungeziemende zu verfallen, von beſonders heiterem Temperamente iſt; denn er erfriſcht ſeine trübe geſtimmten Kameraden, und das iſt erfreulich, wenn dabei, wie ſich von ſelbſt verſteht, die rechte Belebung durch Gottes Wort kommt. Wir hatten mehrere ſolcher fröhlichen Leute; namentlich gehörte zu ihnen im Reinhardsbrunner Hofe, nachher im Café français, ein Schleſier, ein ganz eigenthümlicher Menſch. Ich fand ihn eines Morgens mit der Cigarre, wie er eine Waſchſchale vor ſich hatte, in der er ſeine Hand badete, und dabei das luſtigſte Geſicht zeigte. Als ich ihn fragte, warum er ſo vergnügt ſei, zeigte er mir ſeine Hand, von der eben zwei Finger abgenommen waren, und ſagte, ob das nicht mal merkwürdig ausſähe. Dabei war der Mann durchaus empfänglich für Gottes Wort. Er war Katholik, bat aber, wenn ich erbauliche Bücher vertheilte, dringend, ich möchte ihn nicht überſchlagen. Seine Zimmerkameraden mußten, wenn ſie ihn anſahen, aufgemuntert werden, ſie mochten wollen oder nicht.

Uebrigens muß ich bei dieſer Gelegenheit auf eine Gefahr aufmerkſam machen, die wir nicht völlig abzuwehren vermochten, wenigſtens in Langenſalza nicht. Ich meine den nachtheiligen Einfluß auf die Kranken durch ungeeigneten Beſuch der Fremden. So dankbar es anzuerkennen war, daß manche vortreffliche Bewohner und Bewohnerinnen Langenſalzas einen Theil ihrer Zeit unſeren Verwundeten widmeten, ſo ſchlimm war es, daß ſich auch ſolche eindrängten, deren Gegenwart in keiner Hinſicht wünſchenswerth erſcheinen konnte. Einzelne Frauenzimmer, die Anfangs hülfreiche Hand leiſteten, wurden nachher als in ſo übelm Rufe ſtehend erkannt, daß ſie mit Gewalt entfernt werden mußten. Man macht ſich, wenn man's nicht ſelbſt erfahren hat, von der Zudringlichkeit gar keinen Begriff. Gott ſei Dank, daß wir einen dauernden, ſchädlichen Einfluß jener Beſucherinnen nicht bemerkt haben. — In Kirchheiligen kam ſo etwas gar nicht vor, wie überall hier weniger Aufregendes an die Kranken herantrat. Vielleicht iſt das mit ein Grund des ausnehmend guten Geſundheitszuſtandes in Kirchheiligen geweſen; denn von mehr als 300 Verwundeten ſind nur 25 geſtorben. Daß in Langenſalza die Berührung der Kranken mit nachtheilig einwirkenden Menſchen ſchwer abzuſtellen war, lag unter anderm daran, daß drei große Lazarethe Wirthshäuſer waren. — Keine Freude ohne Leid.

Noch ein kleines Bild. Im Wirthshause zu Kirchheiligen schloß sich an den großen Krankensaal ein kleines Zimmer an, in welchem drei Verwundete lagen; zwei unter ihnen blieben während der ganzen Zeit dieselben, der dritte wechselte. Die ersteren waren der Feldwebel C. vom 2. Regiment und der Sergeant K. vom 5. Regiment. C. war am Beine schwer verwundet und wartete lange auf Heilung, K. war ein Bein amputirt. Das trauliche Kleeblatt ist uns allen eine wahre Erquickung gewesen. Sie freuten sich an Gottes Wort, waren fröhlich im Leiden, in ihrer Erscheinung und ihrem Benehmen wohlthuend für Jedermann. K. lag in der Mitte zwischen den beiden andern und war die Seele des Ganzen, ein großer schöner Mann voll Innigkeit und Wärme und wunderbarer Kindlichkeit des Gemüths. Sein Tischchen hatte er gar fein ausgestattet mit allerlei Zierrathen, Pfeifen, Cigarrenspitzen u. s. w. Voran stand ein kleines Crucifix, welches auf einer Spitzkugel befestigt war, und rings um dasselbe erhoben sich gelbweiße Fähnlein von Papier. Daran hatte er seine Freude, und die Kameraden und alle Besuchenden theilten die Freude. Manchmal ging's auch lustig her, wenn musicirt wurde. K. spielte Guitarre und flötete dazu mit dem Munde, und C. begleitete mit der Cymbel, d. h. mit einem an einem Bindfaden hängen-

den Ladeſtocke, an den er mit einem Metallſtäbchen tactmäßig anſchlug. Da gab's muntere Märſche zu hören, daß alle Kranken umher ihre Schmerzen vergaßen, und nur, wenn ich dem lieben K. in die Augen ſah, regte ſich ein Gefühl der Wehmuth. Als Kirchheiligen evacuirt wurde, reiſten die drei Freunde in ihre Heimath; K. wurde von ſeiner Frau und einem lieblichen Kindlein abgeholt. — Friede ſei mit ihnen!

V. Sterben.

Als ich am 16. September zum letzten Male auf dem Gottesacker zu Langensalza stand, begrub ich den 226. Mann. In Merxleben sind einschließlich der auf dem Schlachtfelde Gefallenen über 200, in Kirchheiligen sind 25 beerdigt. Außerdem fanden sich Grabstätten auf den Feldern zerstreut. Wie viele von den preußischen Verwundeten, die größtentheils von ihren Landsleuten mitgenommen wurden, noch gestorben sind, weiß ich nicht. Aber so viel ist klar, ein blutiger Tag ist der Tag des Gefechts bei Langensalza gewesen.

Das Sterben ist doch nicht leicht; denn der Tod heißt der Sünde Sold und will im Kampfe bezwungen und überwunden sein. Der Trost eines Christenmenschen ist der, daß ihm die sieghafte Waffe gegen den bösen Tod gegeben ist, nämlich der Herr Jesus Christus, der Lebensfürst. Den armen Verwundeten zu helfen, daß sie den Herrn Jesum Christum im Sterben hatten, war

meine Aufgabe. Nun habe ich die Erfahrung gemacht, daß nur ein sehr kleiner Theil derer, die gestorben sind, auf eine directe Unterredung über den wahrscheinlich, ja nach menschlicher Einsicht gewiß nahen Tod, einging. Einmal hatte das seinen Grund in der Jugend und in der vor der Verwundung vorhandenen Gesundheit und Frische, in der Lust am Leben, und dann ist das Befinden der Verwundeten, auch der schwer und tödtlich Verwundeten, sehr abwechselnd. Kam ihnen heute der Gedanke an den Tod, so schöpften sie vielleicht morgen, weil sie sich leichter fühlten, neue Hoffnung. Ich hielt es nicht für rathsam, ihnen die Hoffnung zu nehmen oder auch nur zurückzudrängen und statt dessen in ihnen die stete Beschäftigung mit ihrem baldigen Ende lebendig zu erhalten; denn ich habe bei keinem erlebt, daß er sich nicht freudig zu seinem Heilande, in welchem das ewige Leben beschlossen ist, bekannte, oder meinem Wort von diesem Lebensfürsten nicht Zugang ließ. Der Tod muß vernichtet werden durch's Leben und die Todesangst durch die Lebensgewißheit. Besonders wichtig war auch das Gebet mit den tödtlich Verwundeten. Sie folgten den Gebeten andächtig; aber zu bedenken war immer, daß sie wegen ihrer Schmerzen oder ihrer Schwäche nicht lange folgen konnten. Daher mußten die Gebete und Zusprüche kurz sein. Das Vaterunser erwies sich

vornehmlich in seiner herrlichen Macht und oft verlangten die Kranken von mir, es zu beten; einer sagte mir geradezu: Es geht nichts über ein Vaterunser.

Wenn es anging, wurden die Kranken, sobald das Ende zu kommen schien, von den Uebrigen getrennt. Im blauen Hause war eine Kegelbahn, im Heinemann'schen Kaffeehause ein Zelt die Sterbestätte. Für mich war es erleichternd, wenn ich mit einem Sterbenden allein sein konnte; ich brauchte dann nicht die nothwendige Rücksicht auf die sonst in unmittelbarer Nähe liegenden Verwundeten zu nehmen, und die Sterbenden sprachen sich freier und ungehemmter aus. Aber bei weitem die meisten sind doch mitten unter ihren Zimmercameraden gestorben, und ich muß sagen, daß der Eindruck auf die letzteren nicht so erschütternd war, wie ich mir's vorher dachte. Sie wurden, so hart es klingen mag, den Anblick des Sterbens gewohnt. Indessen versäumte ich es nie, wenn ich einen Sterbenden bei meinen Besuchen fand, die Zimmercameraden zur Fürbitte aufzufordern, und wenn ich einen als Leiche fand, sie auf Tod und Leben hinzuweisen. Die Leichen wurden, ehe man sie aus dem Lazareth schaffte, mit einem Tuche bedeckt, und es kam vor, daß ich einen so verhüllten Leichnam zwischen zwei Lebenden hingebettet sah, die mir mit Ruhe von dem letzten Stündlein des Bruders erzählten. Daß im Laufe

der Zeit das Sterben eines Verwundeten auf viele Kranke, die dabei anwesend waren, scheinbar wenig Eindruck machte und mir so die Macht der Gewohnheit auch auf diesem ernsten Gebiete entgegentrat, war mir recht drückend. In Kirchheiligen unterhielten sich einmal im Amputirtenzelte, wie ich hineinging, die Leute ganz gemüthlich, während ein Mann, den man mitten ins Zelt getragen hatte, in den letzten Zügen lag, und ein andermal waren sie in ähnlicher Stimmung, als der mir sehr lieb gewordene Kanonier E., dem beide Beine amputirt waren, eben unter ihnen seinen letzten Athemzug gethan hatte. Da unterließ ich es nicht, sie zu erinnern, was Sterben und Sterbensbereitschaft sei, und es wurde still im Zelte. Ich bat die Schwestern, das Tuch von dem Leichnam hinwegzunehmen. Wir alle sahen in das bleiche, friedliche Antlitz des guten E. und durften nach göttlichen und menschlichen Zeugnissen gewiß sein, daß er schlafe zum seligen Erwachen.

Das Aussehen der Todten, die in den Lazarethen gestorben waren, war fast durchgehend friedlich, bisweilen allerdings mit einem Schmerzenszuge. Dagegen waren die Leichen der auf dem Schlachtfelde Gefallenen häufig sehr entstellt. Diejenigen, welche vom Schlachtfelde in die Todtenhäuser auf dem Gottesacker von Langensalza getragen wurden, habe ich gesehen, aber ich hätte

die mir im Leben Bekannten nicht wieder erkannt, wenn man mir's nicht gesagt hätte. Die Gesichtszüge waren verzerrt, der Mund stand bei Manchen weit offen. Einige, die auf der Stelle todt gewesen waren, mußten in der augenblicklichen Haltung ihres Körpers erstarrt sein; so hielt ein todter Dragoner den Arm emporgehoben, als wenn er eben mit dem Säbel zuschlagen wollte, und es war unmöglich, den Arm in eine andere Lage zu bringen. — Ganz anders erschienen die im Lazareth unter Pflege Gestorbenen. Dabei war freilich die Besorgung der Leichen durch die Schwestern von großem Einfluß, auch ein Segen der weiblichen Pflege. Es war wundersam erhebend, wenn ich in der Kegelbahn des blauen Hauses mit einer Schwester am Bett eines entschlafenen Bruders stand, der mit gefalteten Händen auf reinlichem Lager hingebettet war, und wir mit einander das „Christe, du Lamm Gottes" beteten.

In mehreren Fällen war eine Unterredung mit den tödtlich Verwundeten nicht möglich, weil sie ohne Besinnung waren, so bei denen, die schwere Kopfwunden hatten, worauf ich schon früher hinwies. Aber auch andere blieben unfähig, ihre Gedanken zu sammeln; entweder lagen sie starr auf ihrem Bett, oder, wie ich es bei einigen fand, namentlich bei einem hannoverschen Officier, in ununterbrochenen Fieberphantasieen. Der

Officier ſah fröhlich aus und ſchien mir zuzunicken, als ich an ſein Bett trat; indeſſen meine Anrede verſtand er ſo wenig wie die ſeiner Schweſter, die ihn pflegte. Unter ſteter Bewegung des Kopfes und der Hände ſprach er unaufhörlich zuſammenhangsloſe Sätze, bis er ſtarb. — Bei ſolchen Kranken vermochte ich weiter nichts, als Fürbitte zu thun. — Aehnlich war es bei denen, die an Mundklemme ſtarben. Ich habe einen Officier in Kirchheiligen in dieſem Zuſtande geſehen; aber der Anblick ging mir durch Mark und Bein. Er wurde von ſeiner jungen Frau, unter Beiſtand ihres Vaters, eines geprüften und bewährten Chriſten, gepflegt, lag mit krampfhaft zurückgebogenem Körper und ſchrak bei jeder Anrede zuſammen. Ich gab ihm den Segen, und in der nächſten Nacht wurde er erlöſt aus ſeinen Leiden. Ein anderer junger Officier ſtarb in Langenſalza an der Mundklemme. Er hatte eine ſcheinbar unbedeutende Wunde durch einen Schuß oben durch die Schulter. Ich fand ihn an einem Mittage ganz munter und vergnügt, und am anderen Mittage war er todt. — Mehrere Tage vor ſeinem Sterben war auch ein junger amputirter Dragoner ohne Beſinnung, der am Typhus erkrankte. Sonſt wüßte ich kaum, daß Verwundete nicht bis zuletzt, wenigſtens bis zu den letzten Stunden, fähig geweſen wären, mich zu verſtehen.

Das Verhalten der Sterbenden, die ich geiſtlich bediente, war in keinem Falle derartig, daß ſie meinem Dienſte Widerſtand leiſteten; ſonſt waren die Erſcheinungen ſehr mannigfaltig, wie Jeder weiß, der mit verſchiedenen Sterbenden umgegangen iſt. Ich konnte bei der Fülle der Arbeit unmöglich bei jedem Sterbenden bis zum letzten Augenblicke ſein; indeſſen ſtellt ſich ja das Sterben gewöhnlich ſchon mehrere Stunden, ja Tage vor dem Tode ein. Entweder war nun der Verlauf der Krankheit bei den Verwundeten ſo, daß die Kräfte von Tage zu Tage abnahmen und etwaige ſcheinbare Zeichen einer Beſſerung nur ſehr vorübergehend waren; oder die Kranken waren offenbar auf dem Wege der Geneſung, dann trat ein unvorhergeſehener Umſtand ein, und das Sterben erfolgte raſch. Bei den erſteren war die geiſtliche Behandlung leichter, bei den letzteren oft ſchwer. Daß ſich die zum Tode Kranken recht innig mit dem Todesgedanken vertraut gemacht hätten, war, wie ich ſchon bemerkt, in verhältnißmäßig wenigen Fällen erſichtlich, doch begehrten ſie den Troſt des Evangeliums und freuten ſich an dem Worte des Herrn: Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er ſchon ſtürbe.

Es iſt ein erſchütternder Anblick, wenn ein ſtarker Mann mit dem Tode ringt. Wenn Schmerzen und Angſt ihre Höhe erreichen, fühlt der Paſtor recht, wie

Gott Alles thun muß. Als ich einmal von Kirchheiligen zurückfuhr, wurde ich in Merxleben vor dem ſ. g. grünen Hauſe angehalten und von einer Schweſter gebeten, einen Schwerverwundeten zu beſuchen. Ich fand den Mann, einen Huſaren, in den fürchterlichſten Schmerzen, und ſah gleich, daß er dem Ende nahe ſei. Ich gab ihm auf ſein Verlangen das heilige Abendmahl, und Gott ſchenkte ihm einige Ruhe während der heiligen Handlung. Darnach fing das Jammern wieder an, er krümmte ſich und warf ſich umher auf dem Lager und ſchrie, daß es durch das ganze Haus ſchallte. Sein armer Vater ſtand händeringend neben ihm, und ich konnte ihm weiter nichts ſagen, als immer und immer wieder: „Du biſt ein Kind Gottes, Du haſt Deinen Heiland, ſo gewiß Du eben Brot gegeſſen und Wein getrunken haſt, Gott muß Dich ſo lieb haben wie ſeinen lieben Sohn.“ Das ſind harte Stunden geweſen; am anderen Tage aber war der Mann entſchlafen. In demſelben Hauſe fand ich kurz vorher, ehe Merxleben evacuirt wurde, einen Sterbenden, der mir unvergeßlich ſein wird. Er lag in großer Angſt, richtete ſich bisweilen auf und ſah mich mit ſtieren Blicken an; ſeine Rede war haſtig, aber er wußte, was er ſprach. Ich ſagte ihm Bibelſtellen, die er kannte; wenn er den Anfang hörte, fuhr er fort. Dann ſagte er Geſangverſe her, immer in furchtbarer Aufregung,

zuweilen ins Kissen zurückfallend, und auf Augenblicke wunderbar milde gestimmt. „Schöne Sprüche, schöne Verse“ flüsterte er leise und wandte sich freundlich zu mir: „Herr Pastor, ich habe einen guten Lehrer gehabt, den habe ich lieb, er hieß Rodewaldt.“ Aber sein Gesicht nahm bald wieder den Ausdruck des heftigsten Schmerzgefühles an. Gottlob, er ging in derselben Nacht heim zu seines Herrn Freude.

Neben solch' heftigem Todesringen trug bei anderen das Sterben ruhigere Gestalten. Manche starben schon den Tag oder einige Tage nach der Schlacht. Ungemein trostreich war es immer, wenn die Sterbenden noch vor ihrem Tode das Abendmahl empfingen. So entschlief der liebe Lieutenant v. R., der, wie ich früher erzählt, in der Nacht vor dem 27. Juni den auf dem Felde schlafenden König bewachte. Er konnte nicht mehr sprechen, nur das Ja nach der Beichte sagte er laut und deutlich. Es liegt etwas Gewaltiges darin, wenn man einen Christen in der Todesangst des Todesüberwinders gewiß machen kann, durch Hinweisung auf den Genuß des Leibes und Blutes in Brot und Wein. Da merkt man aber auch, was es mit der lutherischen Lehre vom Abendmahl auf sich hat, und wie himmelweit verschieden diese Lehre von der reformirten ist. — Recht erquickend war es für mich, wie sich oft die Todtkranken

an mich anſchloſſen, und das Abſchiedswort „Nicht wahr, morgen kommen Sie wieder?“ klang mir wohlthuend ins Herz. Dieſes Abſchiedswort ſagte mir namentlich ein hannoverſcher Sergeant, der im Garniſonlazareth lag; er war pyämiſch, nicht immer klar bei Verſtande, aber ich konnte die lichten Momente benutzen. Er war oft ſehr geängſtigt, hielt meine Hand krampfhaft feſt, weinte auch oft. Seine Geſichtsfarbe war gelb, auch das Weiße im Auge war gelb. Ich habe mich an ihm erbaut, bis er heimging.

Manchmal hatte ich Sterbende und ihre Pfleger zu tröſten. Wenn Vater oder Mutter kamen zum todtkranken Sohn, bedurften ſie der Kräftigung zu ihrem ſchweren, ſchweren Werk aus Gottes Wort. Gott gab ihnen aber auch Kraft. Tag und Nacht arbeiteten die Eltern eines jungen Officiers, der durch den Leib geſchoſſen war, trugen ihn von einem Lager aufs andere, bald freudig hoffend, bald den Sohn aufgebend, bis ihn Gott der Herr in ſein ſeliges Reich aufnahm. Ein anderer junger Officier, mir ſonderlich lieb, weil ich ihn confirmirt hatte, war ſchon auf Beſſerung, da brach die große Armader auf, es entſtand eine Blutung und der Brand trat ein. Seine Eltern kamen noch zu rechter Zeit; ſie ſtanden in der gewiſſen Erwartung, den Sohn bald geſund empfangen zu können; nun ſollte

er in ihren Armen ſterben. Auch arme Frauen kamen weit her zu ihren ſterbenden Söhnen. Ich habe manche Mutter am Sterbelager ihres Sohnes ſitzen ſehen, und es erfüllte mich immer mit der tiefſten Wehmuth, wenn ſie den Kranken mit erzwungener Freundlichkeit anſah und dann hinter mir herging und draußen ihren Thränen freien Lauf ließ. Oft weiß ich ſelbſt nicht, wie ich das alles habe tragen können; aber Gottes Kraft iſt ja in den Schwachen mächtig.

Es ließe ſich viel erzählen vom Sterben unſerer braven Soldaten in den Lazarethen, von einzelnen Zügen, die die ganze Herrlichkeit eines Kindes Gottes offenbarten, von einem ſo ſiegesgewiſſen Ringen, daß uns, die wir am Sterbelager ſtanden, eine Luſt überkam, auch abzuſcheiden und daheim zu ſein bei dem Herrn. Wenn doch alle ſterbenden Chriſten ſich den Dienſt der Prediger gefallen laſſen wollten! Leider begegnen uns, namentlich in den Städten, noch immer ſo viele Schwache, die meinen, ihre Kranken zu ſchonen, wenn ſie die Aufregung von ihnen fern halten, die unausbleiblich ſei, ſobald der Paſtor komme. Wären ſie nur etliche Wochen in unſern Kriegslazarethen geweſen, ſie würden anderes Sinnes geworden ſein. Ja, da gab es auch Männer, die, wie ich ſchon hervorhob, ſich gar nicht finden wollten in den Gedanken, das letzte Stünd-

lein nahe für ſie heran, aber ſie lernten doch an ihren Erlöſer denken und der half ihnen zurecht und verſchaffte ihnen Ruhe. Den heftigſten Widerſtand gegen den herankommenden Tod fand ich bei dem letzten Manne, den ich in Langenſalza beim Sterben bediente. Er lag im Sterbezelte im Garten des Heinemann'ſchen Kaffeehauſes. Schon ehe er dahin gebracht wurde, während er noch im großen Saale lag, erklärten die Aerzte, er ſei in der größten Lebensgefahr. Die große Ader am Beine hatte unterbunden werden müſſen. Aber der Kranke zwang ſich mit einer ſtaunenswerthen Gewalt, nicht leidend zu erſcheinen; er rauchte viel und beſchäftigte ſich mit allerlei Dingen, wie die leicht Verwundeten. Ich ſah ein, daß eine directe Hinweiſung auf die Gefahr ſeines Zuſtandes unweiſe geweſen wäre, und ſo ſuchte ich ihn durch Gottes Wort und Gebet heimiſch zu machen in der unausſprechlichen Liebe, die der Heiland aller Welt und ihm ſonderlich erzeigt habe. Das nahm er bereitwillig an. Nach kurzer Zeit wurde er amputirt; die Hoffnung, die man auf den günſtigen Erfolg der Operation ſetzte, war ſelbſtverſtändlich nur eine ſehr geringe. Die Amputation geſchah im Garten, unmittelbar nach derſelben trug man ihn ins Sterbezelt in meiner Gegenwart. Ich ſah ihn, wie er aus ſeiner Chloroformbetäubung erwachte, abgezehrt wie ein Ge-

rippe. Und dennoch klammerte er sich ans Leben. Das Erste, was er mir sagte, war von künstlichen Beinen; ob er ein solches Bein bekäme. Ich bat ihn, ruhig zu sein in seinem Gott, der ihn nicht verlassen, noch versäumen werde, und betete mit ihm ein Vaterunser. Darauf verließ ich ihn und hörte am andern Tage von der treuen Pflegerin, der früher bereits genannten Altlutheranerin aus Erfurt, er habe sich gleich nach meinem Fortgange eine Cigarre angezündet. Er lebte noch drei Tage nach der Amputation. Oft empfand ich ein Grauen, wenn ich sein lachendes und doch sterbendes Angesicht sah. Es wurde dem armen Menschen das Sterben so furchtbar schwer. Am Tage vor seinem Tode machte er noch einen heftigen Versuch, sich kräftig zu zeigen. Ich fragte ihn, ob ich ihm einen Psalm vorlesen sollte, und da antwortete er: „Lassen Sie's, ich bin zu schwach!" Als ich ihm aber erklärte: „Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig", wünschte er zu hören. Ich las die ersten Verse des 86. Psalms, betete ein Vaterunser und gab ihm den Segen. Er wurde ruhiger, bekannte mir entschieden, daß er seine ganze Hoffnung auf den Herrn Christum setze und verschied am nächsten Tage. Ich bin Gott recht dankbar, daß ich diesem Manne habe helfen können in seinem schweren Todeskampfe.

Das Capitel vom Sterben will ich nun ſchließen mit zwei Sterbebildern, die mir beſonders klar vor der Seele ſtehen:

1. Das Sterben des Kanoniers B.

Dieſes Sterben trug eine andere Geſtalt, als das unter 2. beſchriebene des Grenadiers Z. Der Kampf dauerte länger, ehe das Herz ſtill ſtand und der Athem ausging. Wahr iſt es, ſolch ein Kampf mit dem Tode macht die Umſtehenden zittern, auch wenn der Sterbende ſich zu ſeinem Herrn und Heilande bekannt und göttliche und menſchliche Zeugniſſe vorliegen, daß beide miteinander eins ſind. — Im Heinemann'ſchen Kaffeehauſe, in der großen Baracke neben der Kegelbahn, links in der Ecke lag der hannoverſche Kanonier B., eben 23 Jahr alt. Es war ihm ein Bein abgenommen, und er lag nun in der neunten Woche. In den neun Wochen war er bald friſcher, bald matter, jetzt ging's ans Sterben. Als ich ihn am 27. Auguſt Nachmittags beſuchte, ſah er jammervoll aus, abgemagert; die Bruſt lag frei, es war ihm ſo enge. Eine Pflegerin, die ihn von Anfang an kannte, beſprengte ihn ab und an mit wohlriechendem Waſſer, und wuſch ihm mit einem Schwamm die Stirn. Ein Sanitätsſoldat, ein rechtſchaffener Chriſt, ſtand an der anderen Seite des

Bettes mit einem Gebetbuche in der Hand. Ich trat an den Kranken heran, er blickte zu mir auf mit mattem Auge und ſagte weiter nichts, als immer und immer wieder: „Meine Bruſt, meine Bruſt!“ Ich betete, zuerſt frei, darnach ein Vaterunſer. Nach dem Gebete fing er an mit mir zu ſprechen, ein ergreifendes Geſpräch; er gehörte zu den wenigen, die klar den Tod erwarteten. „Heute Mittag, ſagte er, war mir's, als ob ich bei dem lieben Gott war, und der liebe Gott ſagte: Ich will Dich noch nicht haben, warte ein wenig. O wie ſchön war's bei dem lieben Gott, warum hat er mich nicht behalten? — Meine Bruſt, meine Bruſt.“ — Du haſt ja Deinen Heiland, antwortete ich ihm, warte, er kommt zu rechter Zeit und bringt Dir die Krone, die er Allen giebt, die treu ſind bis an den Tod. Er hörte zu, dann rief er plötzlich: Ich will ſelbſt beten, das iſt beſſer. Seine Lippen bewegten ſich, ein Laut wurde nicht gehört. Er ſchien einzuſchlafen, man ſah nur das Weiße im faſt geöffneten Auge. Plötzlich fuhr er wieder auf und wandte ſich zu dem Sanitätsſoldaten: „Du reiſt mit mir heute Abend zu meiner Mutter, ich will ihr Adieu ſagen. Ich bete für meine Mutter, daß ſie noch lange erhalten werde, und für mich bete ich“ — da ward's wieder unverſtändlich. — Von jetzt an wurde ſein Reden verwirrt, wir beteten

an dem Sterbelager, die anderen Kranken verſprachen ihre Fürbitte, der Sanitätsſoldat wollte bei dem Sterbenden bleiben bis zum Ende. — Nach einigen Stunden wurde er abgerufen und wird nun ſelig rufen in Ewigkeit: Wie ſchön iſt's bei dem lieben Gott!

2. Das Sterben des Grenadiers Z.

Die liebe Sonntagsſonne ſchien am 29. Juli in die Fenſter der Realſchule. Ich hielt meinen kurzen Gottesdienſt. Im erſten Stock liegen die Zimmer neben einander, durch Thüren verbunden. Ich öffnete die letzteren, damit Alle Gottes Wort hören möchten und ſtellte mich in die Thür, die zu dem Zimmer an der äußerſten Rechten führt. In dieſem Zimmer lagen drei Männer, der hannoverſche Grenadier Z., der hannoverſche Infanteriſt R. und ein preußiſcher Musketier vom 11. Regiment. Der Grenadier war todtkrank, der Infanteriſt von heftigen Schmerzen gequält, der Eilfer hatte eine Kopfwunde und ſtarrte (ich habe es ſchon früher erzählt) mit großen klaren Augen ſeit vier Wochen vor ſich hin. Die beiden erſteren hatten Tags zuvor das heilige Abendmahl empfangen. Als ich ins Zimmer trat, ging ich gleich auf den Grenadier zu und fragte ihn: Wie geht's euch, lieber Bruder? — Schlecht, ſchlecht, war die Antwort. Der kalte Schweiß ſtand

ihm vor der Stirn, und der Athem ging schwer. Ich sah, daß es zu Ende ging, und eilte mit dem Gottesdienst. Meine Andacht schloß ich an Joh. 16, 33: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Während ich dieses Wort unsers Heilandes auslegte, behielt ich meinen sterbenden Z. im Auge. Er faltete die Hände und folgte meiner Rede. Am Schluß betete ich ein freies Gebet, wie jeden Sonntag, mit den Kranken und schloß den Sterbenden in die Fürbitte ein, darauf Vaterunser und Segen.

Es war still in den Räumen. Jeder wußte, daß ein Kamerad abscheide. Ich wandte mich nun allein zu Z. Zunächst wiederholte ich ihm nochmals das Textwort: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Sprechen konnte er nicht mehr; daß er mich verstand, war deutlich zu erkennen. Da lag der Mann, in der Kraft seiner Jahre matt und welk geworden, und seine bleiche verfallene Gestalt predigte: Alles Fleisch ist wie Heu. Der Athem wurde langsamer, die Augen waren halb geöffnet. Ich beugte mich über ihn und sagte ihm schöne Sterbesprüche ins Ohr: „Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn! Herr, wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde; wenn mir auch Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch,

Gott, allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil. Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben. — Immer langſamer wurde das Athmen, aber die Hände blieben gefaltet. Keine Zuckung, nur ein einziges Mal ſpielte ein ſchmerzhafter Zug um die Lippen. Zuletzt betete ich die Verſe:

Chriſtus, der iſt mein Leben
Und Sterben mein Gewinn;
Ihm hab' ich mich ergeben,
Mit Freud' fahr ich dahin.

Mit Freud' fahr ich von dannen
Zu Chriſt, dem Bruder mein,
Daß ich mag zu ihm kommen
Und ewig bei ihm ſein.

Unmittelbar darauf ſtand der Athem ſtill. Das Auge nahm den eigenthümlichen Glanz an, der ſich ſo oft beim Sterben zeigt. Noch ein Athemzug und der Kampf war vorüber. Die Leiche ſah wunderſchön aus, die Bläſſe hatte etwas Leuchtendes, der Mund war geſchloſſen. Es war doch, als wenn der liebe Herr ſagte, wie bei Jairi Töchterlein: „Er iſt nicht todt, ſondern er ſchläft.“ Ich betete das „Chriſte, du Lamm Gottes.“ Darauf wollte ich ihm die Augen zudrücken. Es wollte mir nicht ganz gelingen. Die barmherzige Schweſter half, und ſelig hingebettet ſchlief der treue Kriegsmann in ſeinem Herrn zum ewigen Frieden.

Ich wandte mich zu R. Er weinte heftig. Es bewegte sich wohl viel in seiner armen Seele. Zimmerkameraden in Hospitälern schließen sich besonders eng an einander an. Dazu dachte er gewiß an seinen eigenen Tod. Ich ließ ihn weinen, aber ich erinnerte ihn an das Wort: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ — Und der vom 11. Regiment sah mich mit seinen großen Augen an, ohne Ausdruck, ohne Besinnung. Vielleicht hat er doch etwas verstanden von dem, der die Welt überwunden hat. Bisweilen zitterte der Leib des Unglücklichen, und ein dumpfes Stöhnen wurde laut. Es ging mir durch die Seele, und doch: Gott läſſet Niemanden versuchen über sein Vermögen.

Mir kam Psalm 65, 42 in den Sinn. Wenn ich auf die beiden Lebenden hinblickte, so mußte ich sagen: „Was betrübst du dich, meine Seele und bist so unruhig in mir“, und wenn ich auf den selig entschlafenen Grenadier hinblickte, so mußte ich fröhlich fortfahren: „Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist.“

VI. Beerdigung.

In Bezug auf die Beerdigungen war, abgesehen von der ersten großen Beerdigung der auf dem Schlachtfelde Gefallenen, in Langensalza die Ordnung getroffen, daß ich die Beerdigung der in den Lazarethen verstorbenen hannoverschen Krieger zu leiten hatte und nur, wenn zu derselben Stunde auch preußische Soldaten mit bestattet wurden, zugleich diese Bestattung übernahm.

Der Gottesacker zu Langensalza ist sehr schön und groß. Zu demselben führen zwei Haupteingänge von der Stadt her, die an der Gottesackerkirche zusammentreffen. Indem man die letztere zur Rechten liegen läßt, führt ein Weg zwischen Kirche und Mauer weiter zu dem größern Theile des Gottesackers an den Leichenhäusern vorbei. Hinter den Leichenhäusern ist der Gottesacker rechts erhöht, und auf diesem höher liegenden Theile befinden sich die Grabstätten der todten Soldaten. — Die Gräber sind sehr tief, viel tiefer, als bei uns.

Auch erhielt nicht jede Leiche ein besonderes Grab; sondern es wurde eine große Gruft gemacht, in der viele Särge neben einander stehen konnten. Wurde dieselbe bei einer stattfindenden Beerdigung nicht ausgefüllt, so bedeckte der Todtengräber die Särge nur mit einer dünnen Schicht Erde, und erst, wenn durch die nachfolgenden Beerdigungen die bestimmte Anzahl von Särgen in der Gruft stand, ward dieselbe geschlossen. Auf die Weise bilden die Grabstätten lange parallel laufende rabattenartige Erhöhungen, an deren Seiten kleine Pfähle mit Nummern angebracht sind, welche die Lage der einzelnen Todten bezeichnen. Die ganze Anlage ist veranstaltet durch einen hannoverschen Hofgartenbeamten, den unsere Königin Marie in liebender Fürsorge zu dem Zwecke nach Langensalza sandte.

Ich will nun zuerst von der Beerdigung der Gefallenen erzählen. So viele ihrer nach Langensalza vom Schlachtfelde gebracht waren, lagen in den geräumigen Leichenhäusern, in barackenartigen Gebäuden, deren Front ein hölzernes Gitter war. Durch das Gitter sah man am Boden die todten Männer, etwa 50 an der Zahl (die meisten waren in Merxleben beerdigt). Nachmittags, am 28. Juni, erfolgte das Begräbniß. Ein großes Grab war hergerichtet, um welches sich, der König und Kronprinz in der Mitte, die Menge der hannoverschen

Kriegsleute ſchaarte, nebſt Einwohnern von Langenſalza. Vier Mann ſtiegen ins Grab. Darauf wurden die einzelnen Leichen aus dem Leichenhauſe gebracht, jede getragen von vier Kameraden ohne Bahre. Am Rande des Grabes angelangt, ließen ſie die Leiche nieder in die emporgehobenen Hände der Männer im Grabe, und dieſe legten ſie in Reihen nebeneinander und zwei Schichten übereinander. Es ging alles ordentlich zu unter meiner Leitung, aber erſchütternd war's doch. Von dem Dragoner mit emporgehaltenem Arm habe ich ſchon früher erzählt. Von den Wunden macht man ſich keinen Begriff, wenn man ſie nicht geſehen hat. So war einem hannoverſchen Infanteriſten durch eine Kanonenkugel der Kopf weggeſchoſſen, ſo daß nur noch Mund und Kinn übrig war. — Es dauerte ziemlich lange, bis alle Todten hingebettet waren, und während der ganzen Zeit blieben unſer lieber König und Kronprinz an der Gruft. Als endlich die vier Männer wieder aus dem Grabe geſtiegen waren, konnte ich mein Amt ausrichten. Ich ſchloß die Leichenrede an Joh. 14, 27 an: „Den Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erſchrecke nicht und fürchte ſich nicht." Nach Vaterunſer und Segen verließen wir das Grab. Salven wurden nicht gegeben, weil man, wie ich hörte, durch

dieſelben wegen des in der Nähe ſtehenden Feindes nachtheilige Folgen fürchtete.

Eins war mir bei der großen Beerdigung ſehr betrübend, nämlich die offenbare an vielen Todten geſchehene Leichenplünderung. Wie es möglich iſt, daß unmittelbar nach dem furchtbaren Ereigniſſe einer blutigen Schlacht Chriſtenmenſchen nichts Eiligeres zu thun wiſſen, als über die Leichen auf dem Schlachtfelde herzufallen, um ſie zu berauben, iſt mir unbegreiflich. Eine der Leichen war nur mit Hemd und Unterzeug bekleidet, und aus der Feinheit des Stoffes ſchloß ich, daß der Todte ein Officier war. — Von Anderen wurde mir erzählt, daß den todten Officieren die Silbertreſſen von den Uniformen abgetrennt ſeien. Gott erbarme ſich über die verhärteten Menſchen, die zu ſolchen Schandthaten fähig waren!

Die Beerdigungen der in den Lazarethen Verſtorbenen geſchahen in gleichmäßiger Weiſe. Anfangs wurden die Leichen unmittelbar von dem Lazareth aus, in welchem der Tod erfolgt war, zu Grabe gebracht und von mir auf dem Gottesacker empfangen, hernach wurden ſie alsbald nach erfolgtem Tode in das Leichenhaus auf dem Gottesacker geſchafft, hier in den Sarg gelegt und zur feſtgeſetzten Stunde von mir beſtattet. Am Abend ſchickte mir der Commandant, ſpäter der Lazareth-

Inſpector immer einen Zettel mit den Namen der todten hannoverſchen Krieger, die am nächſten Morgen begraben werden ſollten. Die Leichen konnten nicht lange über der Erde ſtehen, weil die Verweſung geſtorbener Verwundeter ſehr raſch eintritt. Bisweilen war ſchon nach 24 Stunden der Geruch ſo furchtbar, daß die Träger ihr Werk kaum auszurichten vermochten. Leider offenbarte ſich auch bei dieſer ernſten Handlung die Macht der Gewohnheit, und ich hatte Mühe zu verhüten, daß das Ganze ein geſchäftliches Gepräge trug. Man denke ſich nur das Leichenhaus auf dem Gottesacker; links lagen übereinander und nebeneinander eine Menge leerer Särge; rechts ſtanden die Särge mit den Todten. Auf jedem der letztern befand ſich auf einem Zettel Namen und Regiment des Todten, der im Sarge ruhete. Vor dem Leichenhauſe ſtand ein Tiſch, auf dem Tiſche lag ein Regiſter der Todten, dabei Tintefaß und Feder. Jetzt erſchien das Leichen-Commando. Der Feldwebel zog ſein Verzeichniß aus der Taſche, ging mit vier Mann in das Leichenhaus, ſuchte die Särge nach ſeinem Verzeichniß aus und ließ ſie auf die Bahren ſetzen. Daß da die Gefahr nahe lag, die Beerdigung nur wie ein Stück Dienſt anzuſehen, iſt klar. Aber ich muß doch ſagen, daß ich nie Widerſtand gefunden habe, wenn ich durch mein Ver-

halten und meine Unterredungen mit den Leuten, die das jedesmalige Commando bildeten, der Handlung einen würdigen Charakter zu geben suchte. — Die Beerdigungen fanden fast sämmtlich in der Frühe statt, um 6 oder 7 Uhr.

Alle Särge waren bis auf sehr seltene Ausnahmen mit Blumen geschmückt, wenigstens mit einem Kranze, dafür sorgten die Schwestern und andere Frauen, die die Verstorbenen in den Lazarethen kennen gelernt hatten. Auch wurden alle Todten mit militairischen Ehren begraben. Das Leichen-Commando bildeten Landwehrleute, bei der letzten Beerdigung, die ich leitete, Uhlanen, welche inzwischen von Böhmen in ihre Garnisonstadt Langensalza zurückgekehrt waren, und zwar nach dem in Preußen bestehenden Reglement. Bei Leichen von Unterofficieren führte das Commando ein Officier, bei Leichen von Soldaten ein Feldwebel. Ein Militair-Musikcorps war nicht in Langensalza; deshalb begleiteten Trommeln den Zug zum Grabe, deren Zahl sich wiederum nach dem militairischen Grade des Verstorbenen richtete. — Waren die Särge auf die Bahren gesetzt, so ordnete sich der Zug. Voran gingen die Tamboure, dann folgte die Abtheilung der Soldaten, welche die Salven geben sollten, dann ich und unmittelbar hinter mir die Träger mit den Särgen. Unter gedämpf-

tem Trommelklang ſetzte ſich der Zug in Bewegung. An der Gruft angelangt, wurden die Särge niedergelaſſen und nach einander in die Gruft geſenkt, während die Soldaten das Gewehr präſentirten. Nun trat ich an den Rand der Gruft und vollzog den Begräbnißact ebenſo, wie ich es hier bei Begräbniſſen gethan habe. Nach Vaterunſer und Segen wurden die drei üblichen Salven gegeben und darauf wurde nach ſtillem Gebete die Handlung geſchloſſen. Während der Salven warfen wir, wie es dort Sitte war, eine Hand voll Erde auf die Särge.

Es war am Grabe ſelbſt immer recht feierlich. Manchmal ſtanden drei, vier, ja einmal fünf Särge nebeneinander in der Gruft. Oft wartete auch ſchon der katholiſche Geiſtliche mit einer oder mehreren Leichen in der Nähe, um, wenn ich fertig war, ſein Amt auszurichten. Bisweilen wohnten die Diakoniſſen der Beerdigung bei, in einzelnen Fällen die Väter oder Verwandten. Da gab's dann viel zu tröſten; aber ungebärdige Traurigkeit iſt mir nie vorgekommen. Sonntags wars wunderſchön. Um 6 Uhr war Frühgottesdienſt in der Gottesackerkirche, der um 7 Uhr geſchloſſen wurde. Wenn wir dann um 7 Uhr mit unſeren Särgen zu Grabe zogen, begleitete uns ein großer Theil der Gemeinde, ſo daß es mir vorkam, als hielte ich

einen Gottesdienst im Hause Gottes. — Ueberhaupt gehören die Beerdigungen zu meinen erbaulichsten Erinnerungen. Es war gar lieblich, wenn wir im Licht der Morgensonne am Grabe standen, zumal nachdem die ersten Gräberreihen bereits hergestellt waren, mit frischem Grün bedeckt und hie und da mit Blumen bepflanzt, und wenn ich dann auf Grund göttlicher und menschlicher Zeugnisse sagen durfte, daß den lieben Brüdern, die wir zur Ruhe brachten, ein viel helleres Licht leuchte, als das Sonnenlicht, und daß sie viel Schöneres sähen, als Gras und Blumen. Hätten doch die Angehörigen der Todten bei uns sein können, sie würden reichen Trost gefunden haben. — Einige Male sah ich auch während der Beerdigung Eltern und Wittwen früher Begrabener; sie waren gekommen, um die Gräber ihrer Lieben zu besuchen, und freuten sich, wenn ich zu ihnen ging und sie hinwies auf Den, der die Auferstehung und das Leben ist.

In Merxleben sind über 200 begraben, die meisten auf dem Schlachtfelde gefallen. Sie sind schon am Abend des Schlachttages beerdigt unter Choralmusik von dem Ortsgeistlichen. Ein großes Grab befindet sich innerhalb, ein anderes gleich großes außerhalb der Kirchhofsmauer; in einem dritten, gleichfalls auf dem Kirchhofe, ruhen zwölf Officiere. In Kirchheiligen sind

die geſtorbenen Krieger auf einem eigenen kleinen Gottesacker beerdigt von dem Ortsgeiſtlichen. Ich wohnte hier nur einer Beerdigung bei, der eines hannoverſchen Hauptmanns, in deſſen Quartier ich zuvor die Parentation gehalten hatte. Bei der Gelegenheit lernte ich die Begräbnißliturgie der preußiſchen Agende kennen, kann aber nicht ſagen, daß ſie wohlthuend war; namentlich widerſtand es mir, als der Leiche förmlich der Segen gegeben wurde. Wir Lutheraner würden uns nie in die preußiſche Agende finden.

VII. Verschiedenes.

Unter dieser Ueberschrift möchte ich den Lesern noch einiges bringen aus der Zeit meines Aufenthalts in Langensalza, was sich in die bisherigen sechs Rubriken nicht wohl einreihen ließ. Sehr ergreifend war gleich in den ersten Tagen nach der Schlacht die Ankunft einer preußischen Familie, die über das Verbleiben der Leiche eines gefallenen Officiers gewiß werden wollte. Die Familie bestand aus Vater, Mutter und Gattin des letztern. Daß er auf dem Schlachtfelde gestürzt war, wußten sie, aber ob und wo er begraben sei, wußten sie nicht. Sie logirten mit mir in demselben Wirthshause und baten mich um meinen Beistand; denn sie waren empfänglich für Gottes Wort. Zu erfahren, was sie nicht wußten, war ihr sehnliches Verlangen, und das Verlangen ließ ihre Trauer um den Tod des Geliebten nicht zum Rechte kommen. Die junge Frau sonderlich sehnte sich nach dem Grabe ihres Mannes.

Ich verſprach, nachzufragen und nachzuforſchen; aber Niemand vermochte Auskunft zu geben. Als ich am Sonntage nach der Schlacht nach Kirchheiligen fuhr und durch Merxleben kam, begegnete mir die unglückliche Frau; ich ließ halten und fragte, ob ſie ihn gefunden habe; ſie verneinte es unter Thränen. — Aber am folgenden Tage, als ich die Familie wieder beſuchte, leuchtete mir unter ihren Thränen eine Freude entgegen. Es war mit Sicherheit feſtgeſtellt, daß ich den Todten bei der großen Beerdigung der Gefallenen auf dem Gottesacker zu Langenſalza mitbegraben hatte. Es war nämlich in der Taſche eines dieſer Todten ein Brief gefunden; der Brief war nicht mehr vorhanden, doch wußte der Todtengräber von dem Inhalte deſſelben, namentlich daß darin von einem Kinde, Namens Max, die Rede war, und das war das Kindlein des geſuchten Todten. Wunderbar, wie beruhigend es wirkt, die Grabſtätte eines lieben Menſchen zu kennen, ob wir gleich wiſſen, daß die Poſaune des Erzengels alle Todten zuſammenruft, wohin auch der Staub zerſtreut ſein mag. Die junge Wittwe ſaß gefaßt vor mir und wand einen Blumenkranz. So hatte ſie doch eine Liebesgabe für den Abgeſchiedenen darzubringen. Gott, der den Wittwenſtand geſegnet hat, ſei mit ihr! —

Daß über das Begräbniß verſtorbener Verwundeter

keine Auskunft gegeben werden konnte, kam öfter vor. Man muß ſich darüber nicht wundern, wenn der Tod noch am Schlachttage oder am Tage nach der Schlacht erfolgte. Denn es war ſehr wohl möglich, daß ein Verſtorbener in einem Lazarethſaale oder gar in einem Privathauſe Niemandem bekannt war. Bei der Fürſorge für die anderen Verwundeten, die die ganze Thätigkeit in Anſpruch nahm, bei der Schnelligkeit, mit der das Begräbniß beſorgt werden mußte, unterblieb die Recognoscirung mancher Leichen. Das Schlimmſte war, daß die Angehörigen ſich in ſolchen Fällen nicht trennen mochten von der Hoffnung, der Vermißte lebe noch. So kam von Hannover die Mutter eines Infanteriſten zu mir, von der Frau des letztern abgeſchickt, und wollte Gewißheit haben, ob er geſtorben ſei; die Frau glaube es nicht. Indeß konnte in allen ſolchen Fällen der Tod als ſicher angenommen werden; ich habe wenigſtens keinen Fall erlebt, in welchem nicht die Verwundung durch einen Kameraden vom Schlachtfelde her conſtatirt geweſen wäre, und dann blieb, wenn der Verwundete nachher vermißt wurde, keine andere Annahme übrig, als daß er ſehr bald ſeinen Tod gefunden habe müſſe.

In meiner Lazarethpraxis habe ich auch eine Amtshandlung verrichtet, die vielleicht ſeltener vorkommt, nämlich eine Copulation. Ein verwundeter hannover-

ſcher Rittmeiſter wurde von ſeiner Braut und deren Mutter beſucht und gepflegt. Der königliche Conſens zur Verheirathung war ſchon länger ertheilt und das Aufgebot geſchehen; aber ehe die Hochzeit gehalten werden konnte, erfolgte der Krieg. Nun wurde die Trauung auf dem Krankenbett vollzogen. Der Bräutigam hatte mehrere Wunden, übrigens ging es ihm ganz gut. Als ich zur heiligen Handlung erſchien, ſaß er aufrecht im Bett; man hatte ihm ſeinen Waffenrock über die Schultern gehängt. Die Hochzeitsgeſellſchaft beſtand aus der Schwiegermutter und Schweſter des Rittmeiſters und dem behandelnden Arzt. Dennoch war's ſehr feierlich, und der Eindruck des lieben Gotteswords auf die Brautleute war gewiß tiefer, als es der Fall geweſen wäre bei einer unter andern Umſtänden glänzenden Hochzeitsfeier. Wir blieben nach der Trauung noch eine kurze Zeit freudig beiſammen und ließen auch die Gläſer klingen auf das Wohl des jungen Ehepaars. Die junge Frau hatte nun gleich Gelegenheit, ihre dienende Liebe in reichem Maße zu bewähren.

Und nun will ich zum Schluß etwas ſchreiben von meinem Aufenthalt in Langenſalza, was nicht zu meiner Wirkſamkeit in den Lazarethen gehört. Es iſt leicht einzuſehen, daß mir wenige Zeit zur Erholung übrig blieb. Mein Verkehr mit Anderen war ſehr beſchränkt;

denn einmal war ich meistens am Abend sehr ermüdet, und dann fand ich wenige, mit denen ich ein innigeres Verhältniß anknüpfen konnte. Zwischen mir und den Bewohnern Langensalza's gingen die politischen Ansichten weit auseinander, und bei der Geistlichkeit trat mein scharfer Gegensatz zur Union heraus. Wenn aber in unserer Zeit das Gespräch über die Thaten, die geschehen waren, und über die Kirche vermieden werden muß, so ist das für einen Pastoren im höchsten Grade beengend. Uebrigens habe ich sehr liebenswürdige Menschen kennen gelernt, die von Herzen ihren Heiland bekannten, und zu ihnen gehörte namentlich die Familie meines Quartierwirths, deren Freundlichkeit ich nie vergessen werde. Unter den Predigern war mir besonders der Diakonus zu Thamsbrück sehr werth, den ich einige Male besucht habe. Es war für mich zugleich ein angenehmer Spaziergang; denn der Weg führt über Böhmen-Garten, einen hübsch gelegenen Punkt zwischen Bäumen. Das Pfarrhaus zu Thamsbrück hatte für mich zugleich viel Anziehendes durch die Erinnerung an den Morgen des Schlachttages und die große Noth der hart mitgenommenen Bewohner.

Meine schönste Erquickung, abgesehen von den Gnadenerfahrungen unter den Verwundeten, war meine Predigtwirksamkeit unter den Lutheranern. Es befand sich

eine ganz kleine lutherische Gemeinde von 26 Seelen in Langensalza, deren Seelsorger Pastor Wermelskirch in Erfurt ist. Der Vorsteher derselben war ein einfacher Mann, in einer der großen Tuchfabriken der Stadt beschäftigt. Er hielt die Sonntagsgottesdienste in einem ganz kleinen Gartenhause, Vormittags und Nachmittags. Diese Gottesdienste konnte ich natürlich nicht besuchen, weil ich selbst Gottesdienst in den Lazarethen halten mußte; dagegen kam der Vorsteher bisweilen Abends zu mir, und ich muß sagen, es war eine wahre Freude, mit ihm zusammen zu sein. Die einfache, kindliche Weise, in welcher er die Verkehrtheit der Union und die Nothwendigkeit für den Lutheraner, sich von der Union fern zu halten, darlegte, war so schlagend, daß ich meinen Landsleuten, an die die Unionsfrage ohne Zweifel herantreten wird, keine bessere Belehrung über ihr Verhalten zu geben wüßte. Ich wollte aber auch etwas thun für die kleine Gemeinde und hielt ihr vier Abendgottesdienste in einem Locale, das zu dem Zwecke ausfindig gemacht war. Das Local war regelmäßig überfüllt; denn außer den Gemeindemitgliedern, unseren lutherischen Diaconissen und etlichen von unseren Soldaten erschienen viele Unirte, was mir sehr lieb war. Ich schloß die vier Predigten sämmtlich an Apostelgesch. 16, 31—34 an und redete nach einander vom seligmachenden Glauben, vom Worte

Gottes, von der Taufe und vom heiligen Abendmahle. Die letzte Predigt gab die beste Gelegenheit, die Union ins rechte Licht zu stellen. Vor jeder Predigt und nach derselben wurde gesungen. Der Vorsteher sagte die einzelnen Strophen vor, und die Leitung des Gesanges übernahmen unsere Schwestern. — Leicht war das Loos der lieben Gemeinde nicht, ihre Glieder waren sämmtlich unbemittelt; dennoch schickten sie ihre Kinder in den letzten Wochen vor der Confirmation zum Confirmandenunterricht nach Erfurt. Kurz vor meiner Abreise von Langensalza taufte ich noch das Kind des Vorstehers für den Pastor Wermelskirch; die liebe Schwester Elisabeth hielt es über die Taufe.

Am 17. September verließ ich Langensalza, besuchte in Eisenach noch einmal die Wartburg und hatte angesichts der Lutherzelle meine besonderen Gedanken an unser theures Hannoverland. Am 18. September traf ich in Hannover ein. Es war alles anders, als sonst, aber

Warum sollt ich mich denn grämen?
Hab' ich doch Christum noch,
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben.

Bei Schmorl & von Seefeld in Hannover ist ferner erschienen:

Album von Langensalza.

Sechs Photographieen nach Originalzeichnungen von **Helene Stromeyer.**

Inhalt: 1. Ansicht von Langensalza und Merxleben. 2. Die Brücke bei Merxleben. 3. Der Siechenhof. 4. Marktplatz und Rathhaus in Langensalza. 5. Die Kirchhofsmauer in Langensalza. 6. Die alte Hofmeierei in Langensalza.

Preis 3 ℛ. Einzelne Blätter 20 *gr.*

26 JY 67

Die „Deutsche Volkszeitung“ vom 15. Januar 1867 sagt hierüber:

Ein Album von Langensalza wird durch die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an dasselbe knüpfen, für Tausende unserer hannoverschen Landsleute auf lange Jahre hinaus das tiefste Interesse haben. Ein solches wird dem vorliegenden Album aber auch durch seinen künstlerischen Werth gesichert. Wie allen ihren Bildern, so hat die geist- und gemüthvolle Künstlerin auch denen von Langensalza einen tiefen poetischen Zauber zu verleihen gewußt. Jede der an sich freundlichen Landschaften trägt entweder einen düsteren, fast wilden, oder mild elegischen Charakter, so daß die durch sie erweckte Stimmung vollkommen den Ereignissen entspricht, welchen sie ihre künstlerische Behandlung verdankt.

Wen überkommen nicht beim Anblick des verlassenen Siechenhofes, der dort auf einsamem Felde unter den vom Sturme gepeitschten Eichen steht, Gefühle und Gedanken der Schwermuth! Oben die wild zerrissenen Wolken, unten die zerstampften Halme, auf denen der zertrümmerte Wagen und das von tödtlicher Kugel niedergestreckte Pferd — Alles zeigt Verwüstung und Verheerung. Wie anders dagegen das Bild der Kirchhofsmauer von Langensalza! Der Himmel so klar, so glänzend das Licht. Voll Ruhe und Frieden die Natur, voll Ruhe und Frieden auch die, welche unter dem Schatten der hohen Bäume, dort hinter alten Mauern die letzte Stätte gefunden nach dem kurzen Kampfe auf blutigem Felde, nach dem langen Kampfe eines schweren Lebens!

Das Bild des Marktplatzes und Rathhauses in Langensalza, ausgezeichnet durch architectonische Perspective, dürfte in manchem Kämpfer von Langensalza eine dankbare Erinnerung erwecken: es war dieses Rathhaus, von dem aus den Schmachtenden und Leidenden Stärkung und Erquickung gespendet wurde. Nicht weniger warm empfunden und geistvoll ausgeführt, als diese drei Bilder, sind die übrigen, für die Erinnerung derer, denen sie besonders gewidmet worden, gewiß auch nicht minder werthvoll.

Druck von August Grimpe in Hannover.